This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

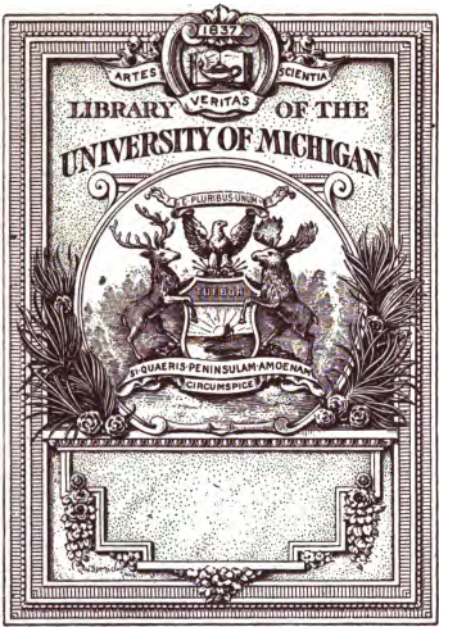
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

838
V92t
08

HEATH'S GERMAN SERIES

Träumereien

Märchen von Richard Leander [illegible] =

Richard von Volkmann 183[illegible]

SELECTED, EDITED, AND ANNOTATED

BY

ALPHONSE N. VAN DAELL

DIREC OR OF MODERN LANGUAGES IN THE BOSTON HIGH AND LATIN SCHOOLS

BOSTON

D. C. HEATH AND CO.

1888

COPYRIGHT, 1888,
BY D. C. HEATH AND CO.

PRINTED BY C. H. HEINTZEMANN, BOSTON, MASS.

PREFACE.

IT is hardly necessary to justify the publication of a book written in good, easy German prose; there is a great need of many such books, and the one now offered to the Schools will speak for itself.

It may be used in Beginners' or Intermediate Classes; in the former as a reader, in the latter for sight-reading, — an exercise which has been too long neglected, and is now beginning to take the place it ought to occupy.

Only few notes have been necessary; most of them give a more usual expression to explain the one used by the author.

I am under great obligation to DR. WILHELM BERNHARDT, of the Washington High School, for kindly reviewing most of the notes.

ALPHONSE N. VAN DAELL.

BOSTON, August, 1888.

146929

Der alte Koffer.

Ein alter Herr, der viel reiste, besaß einen Koffer. Schön war der Koffer nicht, aber grundhäßlich;[1] denn er war mit struppigem Seehundsfell überzogen und hatte eiserne Bänder und Ecken. In dem Fell aber waren schon oft die Motten gewesen, und das eiserne Beschläge war stark verrostet, hatte auch mit der Zeit manchen Buckel[2] und manche Schmarre[3] bekommen.

„Der kann was vertragen," sagten die Kofferträger, wenn sie ihn aus dem Wagen hoben. Bums![4] warfen sie ihn hin, daß es krachte. Das war nun gerade nicht dazu angethan, die ohnedies schon üble Laune des alten Koffers zu mildern. Mit seinen eisernen Ecken stieß und knuffte er jeden, der ihm in den Weg kam: „Ihr braucht mir ja nicht zu nahe zu kommen," brummte er, wenn die andern Koffer, mit denen er zusammenreiste, sich darüber beklagten. „Ihr wollt euch[5] doch bloß ansehn, wie struppig ich bin."

Aber der Herr, dem der Koffer gehörte, war ein Sonderling.[6] Wenn er zu Haus war, mußte der Koffer stets in seiner Stube

unter dem vergoldeten Spiegel stehen; obgleich es recht komisch aussah: der alte, häßliche Koffer in der sonst ganz hübschen, gemütlichen[1] Stube. Und wenn er reiste und irgendwo einkehrte, war es stets das Erste, daß er sich den Koffer bringen und neben sein Bett stellen ließ.

„Es wird wohl Geld im Koffer sein!" meinten die Leute, „weil er ihn gar nicht aus den Augen läßt." Doch in diesem Punkte waren sie völlig auf dem Holzwege.[2] Etwas darin war schon; aber Geld? Nein, Geld am allerwenigsten!

War nun der alte Herr ganz allein in der Stube, so drückte er auf eine geheime Feder. Schwupp![3] sprang der Koffer auf, nnd was war darin? Ein vollständig verschlossener, prachtvoller Kasten mit rotem Sammt beschlagen und mit goldenen Tressen und Schnüren besetzt.

Sobald Jemand Anderes in die Stube eintrat: schnapp![4] schlug der Deckel zu.

Doch das Dienstmädchen des alten Herrn war sehr schlau. Einmal ließ sie die Schuhe vor der Thüre stehen und schlich ganz leise in Strümpfen bis an den Koffer hin, der gerade offen stand.

Sie war schon ganz dicht daneben, und als sie es so rot und golden im Koffer blinken sah, vergaß sie sich und rief: „Herrgott, der alte Koffer ist ja wohl inwendig ganz hübsch!" Da merkte der Koffer, daß Jemand Fremdes da sei. Schnapp! schlug er mit Gewalt zu und hätte ihr beinahe den Finger abgeklemmt; denn sie wollte eben hineingreifen, um sich zu überzeugen, ob es wirklich Sammt und weich wäre.

„Pfui!“ sagte sie erschrocken, „was ist das für ein alter, garstiger Koffer; mit dem darf man sich gar nicht einlassen!“ Wenn sie später Jemand nach dem Koffer fragte, mit dem ihr Herr so geheim thue, und ob nicht irgend etwas Besonderes daran sei, erwiderte sie: es sei gar nichts an dem alten Koffer und darin noch weniger. Jeder Mensch habe seine Eigenheiten, besonders was alte, unverheiratete Leute seien. Ihr Herr habe nun einmal sein Herz an den alten struppigen Koffer gehängt; weiter sei es nichts.

Aber es war doch etwas Besonderes in dem Koffer. Denn zuweilen riegelte der alte Herr vorsichtig sämmtliche Zimmerthüren zu, drückte auf die geheime Feder, so daß der Deckel aufsprang, horchte dann noch einmal, ob alles draußen still wäre, und wenn er Niemanden hörte, hob er den roten Sammtkasten aus dem Koffer heraus und setzte ihn vor sich auf den Tisch. Darauf drückte er auf eine zweite verborgene Feder am Kasten und der rote Sammtdeckel sprang auch auf.

Und was war darin?

Unglaublich, aber wahr! Eine ganz niedliche kleine Märchenprinzessin mit zwei langen Zöpfen hinten herunter und roten Hackenschuhen. Sie sprang auch sofort mit gleichen Beinen[1] aus dem Kasten heraus, setzte sich darauf und ließ die Beine baumeln[2] — und das machte sie so reizend — und fing dann an die allerhübschesten Märchen zu erzählen.

Und der alte Herr saß im Lehnstuhl und hörte ihr aufmerksam zu. —

Eines Tages, als sie eben mit Erzählen fertig war, sagte sie:

„Ich habe dir nun schon so viele hübsche Märchen erzählt; ich glaube, du vergißt sie immer wieder. Kannst du sie nicht aufschreiben?"

„O ja," antwortete der alte Herr, „aufschreiben könnte ich sie schon, wenigstens so einigermaßen und freilich bei Weitem nicht so hübsch, als du sie erzählst; aber es darf Niemand wissen, woher ich sie weiß, und besonders nicht, daß du in dem alten Koffer steckst. Denn ich muß dich ganz allein haben. Sonst kommen gleich alle Leute und wollen dich besehen, und tapsen' dich mit ihren ungeschickten Fingern an. Der Sammt am Kasten würde auch bald schlecht werden."

„Nein, um Gotteswillen!" entgegnete die kleine Märchenprinzessin. „Aber wundern würden sich die Leute doch, wenn sie wüßten, wer in dem alten Koffer steckt."

Und dann lachte sie.

„Still!" sagte auf einmal der alte Herr, „es klopft Jemand an die Thüre. Kriech' rasch wieder in den Kasten." Sodann trug er eilig den Kasten in den Koffer. Schnapp! schlug der Deckel mit Seehundsfell zu, und als das Dienstmädchen — denn sie war es — hereinkam und den Thee brachte, stand der alte Koffer wieder ganz mürrisch und struppig unter dem Spiegel. Als sie an ihm vorbeiging gab sie ihm heimlich, und ohne daß es der alte Herr merkte, einen Fußtritt und murmelte: „Alter garstiger Koffer, gestern hast du mir beinahe den Finger abgeklemmt!"

Der kleine Vogel.

Ein Mann und eine Frau wohnten in einem hübschen kleinen Hause, und es fehlte ihnen nichts zu ihrer vollen Glückseligkeit. Hinter dem Hause war ein Garten mit schönen alten Bäumen, in dem die Frau die seltensten Pflanzen und Blumen zog. Eines Tages ging der Mann im Garten spazieren, freute sich über die herrlichen Gerüche, welche die Blumen ausströmten, und dachte bei sich selbst: „Was du doch für ein glücklicher Mensch bist und für eine gute, hübsche, geschickte Frau hast!“ Wie er das so bei sich dachte, da bewegte sich etwas zu seinen Füßen.

Der Mann, der sehr kurzsichtig war, bückte sich und entdeckte einen kleinen Vogel, der wahrscheinlich aus dem Neste gefallen war und noch nicht fliegen konnte.

Er hob ihn auf, besah ihn sich und trug ihn zu seiner Frau.

„Herzensfrau,“ rief er ihr zu, „ich habe einen kleinen Vogel gefangen; ich glaube, es wird eine Nachtigall!“

„Lieber gar!“[1] antwortete die Frau, ohne den Vogel auch

nur anzusehen; „wie soll eine junge Nachtigall in unseren Garten kommen? Es nisten ja keine alten drin.“

„Du kannst dich darauf verlassen,[1] es ist eine Nachtigall!“ Übrigens habe ich schon einmal eine in unserem Garten schlagen hören. Das wird herrlich, wenn sie groß wird und zu singen beginnt! Ich höre die Nachtigallen so gern!“

„Es ist doch keine!“ wiederholte die Frau, indem sie immer noch nicht aufsah; denn sie war gerade mit ihrem Strickstrumpfe beschäftigt und es war ihr eine Masche herunter gefallen.

„Doch, doch!“ sagte der Mann, „ich sehe es jetzt ganz genau!“ und hielt sich den Vogel dicht an die Nase.

Da trat die Frau heran, lachte laut und rief: „Männchen, es ist ja blos ein Spatz!“

„Frau,“ entgegnete hierauf der Mann, und wurde schon etwas heftig, „wie kannst du denken, daß ich eine Nachtigall gerade mit dem Allergemeinsten verwechseln werde, was es giebt! Du verstehst gar nichts von Naturgeschichte, und ich habe als Knabe eine Schmetterlings- und eine Käfersammlung gehabt.“

„Aber Mann, ich bitte dich, hat denn wohl eine Nachtigall einen so breiten Schnabel und einen so dicken Kopf?“

„Ja wohl, das hat sie; und es ist eine Nachtigall!“

„Ich sage dir aber, es ist keine; höre doch, wie er piepst!“

„Kleine Nachtigallen piepsen auch.“

Und so ging es fort, bis sie sich ganz ernstlich zankten, Zuletzt ging der Mann aus der Stube und holte einen kleinen Käfig.

„Daß du mir das eklige Tier nicht in die Stube setzst!“ rief ihm die Frau entgegen, als er noch in der Thüre stand. „Ich will es nicht haben!“

„Ich werde doch sehen, ob ich noch Herr im Hause bin!“ antwortete der Mann, that den Vogel in den Käfig, ließ Ameiseneier[1] holen und fütterte ihn — und der kleine Vogel ließ sich's gut schmecken.

Beim Abendessen aber saßen der Mann und die Frau jeder an einer Tischecke und sprachen kein Wort miteinander.

Am nächsten Morgen trat die Frau schon ganz früh an das Bett ihres Mannes und sagte ernsthaft: „Lieber Mann, du bist gestern recht unvernünftig und gegen mich sehr unfreundlich gewesen. Ich habe mir eben den kleinen Vogel noch einmal besehen. Es ist ganz sicher ein junger Spatz; erlaube, daß ich ihn fortlasse.“

„Daß du mir die Nachtigall nicht anrührst!“ rief der Mann wütend und würdigte seine Frau keines Blickes.

So vergingen vierzehn Tage. Aus dem kleinen Häuschen schienen Glück und Friede auf immer gewichen zu sein. Der Mann brummte, und wenn die Frau nicht brummte, weinte sie. Nur der kleine Vogel wurde bei seinen Ameiseneiern immer größer, und seine Federn wuchsen zusehends, als wenn er bald flügge[2] werden wollte. Er hüpfte im Käfig umher, setzte sich in den Sand auf dem Boden des Käfigs, zog den Kopf ein und plusterte[3] die Federn auf, indem er sich schüttelte, und piepste und piepste — wie ein richtiger junger Spatz. Und jedesmal, wenn er piepste, fuhr es der Frau wie ein Dolchstich durch's Herz.

Eines Tages war der Mann ausgegangen und die Frau saß weinend allein im Zimmer und dachte darüber nach, wie glücklich sie doch mit ihrem Manne gelebt habe; wie vergnügt sie von früh bis zum Abend gewesen seien und wie ihr Mann sie geliebt — und wie nun alles, alles aus sei, seit der verwünschte Vogel in's Haus gekommen.

Plötzlich sprang sie auf, wie Jemand, der einen raschen Entschluß faßt, nahm den Vogel aus dem Käfig und ließ ihn zum Fenster in den Garten hinaushüpfen.

Gleich darauf kam der Mann.

„Lieber Mann," sagte die Frau, indem sie nicht wagte, ihn anzusehen, „es ist ein Unglück passiert; den kleinen Vogel hat die Katze gefressen."

„Die Katze gefressen?" wiederholte der Mann, indem er starr vor Entsetzen wurde; „die Katze gefressen? Du lügst! Du hast die Nachtigall absichtlich fortgelassen! Das hätte ich dir nie zugetraut. Du bist eine schlechte Frau. Nun ist es für ewig mit unserer Freundschaft aus!" Dabei wurde er ganz blaß, und es traten ihm die Thränen in die Augen.

Wie dies die Frau sah, wurde sie auf einmal inne, daß sie doch ein recht großes Unrecht gethan habe, den Vogel fortzulassen, und laut weinend eilte sie in den Garten, um zu sehen, ob sie ihn vielleicht dort noch fände und haschen könnte. Und richtig, mitten auf dem Wege hüpfte und flatterte das Vögelchen; denn es konnte immer noch nicht ordentlich fliegen.

Da stürzte die Frau auf dasselbe zu, um es zu fangen, aber das Vögelchen huschte in's Beet und vom Beet in einen Busch,

und von diesem wieder unter einen andern, und die Frau stürzte in ihrer Herzensangst hinter ihm her. Sie zertrat die Beete und Blumen, ohne im Geringsten darauf zu achten, und jagte sich wohl eine halbe Stunde lang mit dem Vogel im Garten herum. Endlich erhaschte sie ihn und purpurrot im Gesicht und mit ganz verwildertem Haar kam sie in die Stube zurück. Ihre Augen funkelten vor Freude und ihr Herz klopfte heftig.

„Goldner Mann,“[1] sagte sie, „ich habe die Nachtigall wieder gefangen. Sei nicht mehr böse; es war recht häßlich von mir!“

Da sah der Mann seine Frau zum ersten Male wieder freundlich an, und wie er sie ansah, meinte er, daß sie noch nie so hübsch gewesen wäre, wie in diesem Augenblicke. Er nahm ihr den kleinen Vogel aus der Hand, hielt ihn sich wieder dicht vor die Nase, besah ihn sich von allen Seiten, schüttelte den Kopf und sagte dann: „Kindchen, du hattest doch Recht! Jetzt sehe ich's erst; es ist wirklich nur ein Spatz. Es ist doch merkwürdig, wie sehr man sich täuschen kann.“

„Männchen,“ erwiderte die Frau, „du sagst mir das blos zu Liebe. Heute sieht mir der Vogel wirklich selbst ganz wie eine Nachtigall aus.“

„Nein, nein!“ fiel ihr der Mann in's Wort, indem er den Vogel noch einmal besah und laut lachte, „es ist ein ganz gewöhnlicher — Gelbschnabel.“ Dann gab er seiner Frau einen herzhaften Kuß und fuhr fort: „Trag ihn wieder in den Garten und laß den dummen Spatz, der uns vierzehn Tage so unglücklich gemacht hat, fliegen.“

„Nein," entgegnete die Frau, „das wäre grausam! Er ist noch nicht recht flügge und die Katze könnte ihn wirklich kriegen. Wir wollen ihn noch einige Tage füttern, bis ihm die Federn noch mehr gewachsen sind, und dann — dann wollen wir ihn fliegen lassen!" —

Die Moral von der Geschichte aber ist: wenn Jemand einen Spatz gefangen hat und denkt, es sei eine Nachtigall — sag's ihm bei Leibe[1] nicht; denn er nimmt's sonst übel, und später wird er's gewiß von selbst merken. —

Die himmliſche Muſik.

Als noch das goldene Zeitalter war, wo die Engel mit den Bauerkindern auf den Sandhaufen ſpielten, ſtanden die Thore des Himmels weit offen, und der goldene Himmelsglanz fiel aus ihnen wie ein Regen auf die Erde herab. Die Menſchen ſahen von der Erde in den offenen Himmel hinein; ſie ſahen oben die Seligen, zwiſchen den Sternen ſpazieren gehen, und die Menſchen grüßten hinauf und die Seligen grüßten herunter. Das Schönſte aber war die wundervolle Muſik, die damals aus dem Himmel ſich hören ließ. Der liebe Gott hatte dazu die Noten ſelber aufgeſchrieben, und tauſend Engel führten ſie mit Geigen, Pauken und Trompeten auf. Wenn ſie zu ertönen begann, wurde es ganz ſtill auf der Erde. Der Wind hörte auf zu rauſchen und die Waſſer im Meer und in den Flüſſen ſtanden ſtill. Die Menſchen aber nickten ſich zu und drückten ſich heimlich die Hände. Es wurde ihnen beim Lauſchen ſo wunderbar zu Mut, wie man das jetzt einem armen Menſchenherzen gar nicht beſchreiben kann. —

So war es damals; aber es dauerte nicht lange. Denn eines Tages ließ der liebe Gott zur Strafe die Himmelsthore zumachen

und sagte zu den Engeln: „Hört auf mit eurer Musik; denn ich bin traurig!“. Da wurden die Engel auch betrübt und setzten sich jeder mit seinem Notenblatt auf eine Wolke und zerschnitzelten[1] die Notenblätter mit ihren kleinen goldnen Scheeren in lauter einzelne Stückchen; die ließen sie auf die Erde hinunter fliegen. Hier nahm sie der Wind, wehte sie wie Schneeflocken über Berg und Thal und zerstreute sie in alle Welt. Und die Menschenkinder haschten sich jeder ein Schnitzel, der Eine ein großes und der Andere ein kleines, und hoben sie sich sorgfältig auf und hielten die Schnitzel sehr wert; denn es war ja etwas von der himmlischen Musik, die so wundervoll geklungen hatte. Aber mit der Zeit begannen sie sich zu streiten und zu entzweien, weil jeder glaubte, er hätte das Beste erwischt; und zuletzt behauptete jeder, das was er hätte, wäre die eigentliche himmlische Musik, und das, was die Andern besäßen, wäre eitel Trug und Schein.[2] Wer recht klug sein wollte — und deren waren viele — machten noch hinten und vorn einen großen Schnörkel[3] daran und bildete sich etwas ganz Besonderes darauf ein. Der Eine pfiff a[4] und der Andere sang b; der Eine spielte in Moll und der Andere in Dur; Keiner konnte den Andern verstehen. Kurz, es war ein Lärm, wie in einer Dorfschule. — So steht es noch heute! —

Wenn aber der jüngste Tag[5] kommen wird, wo die Sterne auf die Erde fallen und die Sonne in's Meer, und die Menschen sich an der Himmelspforte drängen wie die Kinder zu Weihnachten, wenn aufgemacht wird — da wird der liebe Gott durch die Engel alle die Papierschnitzel von seinem himmlischen Notenbuche wieder einsammeln lassen, die großen ebensowohl wie die kleinen,

und ſelbſt die ganz kleinen, auf denen nur eine einzige Note ſteht. Die Engel werden die Stückchen wieder zuſammenſetzen, und dann werden die Thore aufſpringen und die himmliſche Muſik wird auf's Neue erſchallen, ebenſo ſchön wie früher. Da werden die Menſchenkinder verwundert und beſchämt daſtehen und lauſchen und Einer zum Andern ſagen: „Das hatteſt du! Das hatte ich! Nun aber klingt es erſt wunderbar herrlich und ganz anders, nun alles wieder beiſammen und am richtigen Orte iſt! —

Ja, ja! So wird's. Ihr könnt euch darauf verlaſſen. —

Die künſtliche Orgel.

Vor langen, langen Jahren lebte einmal ein ſehr geſchickter junger Orgelbauer, der hatte ſchon viele Orgeln gebaut, und die letzte war immer wieder beſſer als die vorhergehende. Zuletzt machte er eine Orgel, die war ſo künſtlich, daß ſie von ſelbſt zu ſpielen anfing, wenn ein Brautpaar in die Kirche trat, an dem Gott ſein Wohlgefallen hatte. Als er auch dieſe Orgel vollendet hatte, beſah er ſich die Mädchen des Landes, wählte ſich die frömmſte und ſchönſte und ließ ſeine eigene Hochzeit zurichten. Wie er aber mit der Braut über die Kirchſchwelle trat, und Freunde und Verwandte in langem Zuge folgten, jeder einen Strauß in der Hand oder im Knopfloch, war ſein Herz voller Stolzes und Ehrgeizes. Er dachte nicht an ſeine Braut und nicht an Gott, ſondern nur daran, was er für ein geſchickter Meiſter ſei, dem Niemand es gleich thun könne, und wie alle Leute ſtaunen und ihn bewundern würden, wenn die Orgel von ſelbſt zu ſpielen begönne. So trat er mit ſeiner ſchönen Braut in die Kirche ein — aber die Orgel blieb ſtumm. Das nahm ſich der Orgelbaumeiſter ſehr zu Herzen, denn er meinte in ſeinem ſtolzen Sinne, daß die Schuld nur an der

Braut liegen könne und daß ſie ihm nicht treu ſei. Er ſprach den ganzen Tag über kein Wort mit ihr, ſchnürte dann Nachts heimlich ſein Bündel und verließ ſie. Nachdem er viele hundert Meilen weit gewandert war, ließ er ſich endlich in einem fremden Lande nieder, wo Niemand ihn kannte und Keiner nach ihm fragte. Dort lebte er ſtill und einſam zehn Jahre lang; da überfiel ihn eine namenloſe[1] Angſt nach der Heimat und nach der verlaſſenen Braut. Er mußte immer wieder daran denken, wie ſie ſo fromm und ſchön geweſen ſei, und wie er ſie ſo böslich verlaſſen. Nachdem er vergeblich alles gethan, um ſeine Sehnſucht nieder zu kämpfen, entſchloß er ſich zurück zu kehren und ſie um Verzeihung zu bitten. Er wanderte Tag und Nacht, daß ihm die Fußſohlen wund wurden, und je mehr er ſich der Heimat näherte, deſto ſtärker wurde ſeine Sehnſucht, und deſto größer ſeine Angſt, ob ſie wohl wieder ſo gut und freundlich zu ihm ſein werde, wie in der Zeit, wo ſie noch ſeine Braut war. Endlich ſah er die Thürme ſeiner Vaterſtadt von fern in der Sonne blitzen. Da fing er an zu laufen was er laufen konnte, ſo daß die Leute hinter ihm her den Kopf ſchüttelten und ſagten: „Entweder iſts ein Narr oder er hat geſtohlen.“ Wie er aber in das Thor der Stadt eintrat, begegnete ihm ein langer Leichenzug. Hinter dem Sarge her gingen eine Menge Leute, welche weinten. „Wen begrabt ihr hier, ihr guten Leute, daß ihr ſo weint?“ „Es iſt die ſchöne Frau des Orgelbaumeiſters, die ihr böſer Mann verlaſſen hat. Sie hat uns Allen ſo viel Gutes und Liebes gethan, daß wir ſie in der Kirche beiſetzen[2] wollen.“ Als er dies hörte, entgegnete

er kein Wort, sondern ging still gebeugten Hauptes neben dem Sarge her und half ihn tragen. Niemand erkannte ihn; weil sie ihn aber fortwährend schluchzen und weinen hörten, störte ihn Keiner, denn sie dachten: das wird wohl auch Einer von den vielen armen Leuten sein, denen die Tote bei Lebzeiten Gutes erwiesen hat. So kam der Zug zur Kirche, und wie die Träger die Kirchschwelle überschritten, fing die Orgel von selbst zu spielen an, so herrlich wie noch Niemand eine Orgel spielen gehört. Sie setzten den Sarg vor dem Altare nieder, und der Orgelbaumeister lehnte sich still an eine Säule daneben und lauschte den Tönen, die immer gewaltiger anschwollen, so gewaltig, daß die Kirche in ihren Grundpfeilern bebte. Die Augen fielen ihm zu, denn er war sehr müde von der weiten Reise; aber sein Herz war freudig, denn er wußte, daß ihm Gott verziehen habe, und als der letzte Ton der Orgel verklang, fiel er tot auf das steinerne Pflaster nieder. Da hoben die Leute die Leiche auf, und wie sie inne wurden,[1] wer es sei, öffneten sie den Sarg und legten ihn zu seiner Braut. Und wie sie den Sarg wieder schlossen, begann die Orgel noch einmal ganz leise zu tönen. Dann wurde sie still und hat seit dem nie wieder von selbst geklungen.

Vom unſichtbaren Königreiche.

In einem kleinen Hauſe, welches wohl eine Viertelſtunde abſeits von dem übrigen Dorfe auf der halben Berghöhe lag, wohnte mit ſeinem alten Vater ein junger Bauer, Namens Jörg.[1] Es gehörten zu dem Hauſe ſo viel Acker Feld, daß beide eben keine Sorgen hatten. Gleich hinter dem Hauſe fing der Wald an, mit Eichen[2] und Buchen,[3] ſo alt, daß die Enkelkinder von denen, welche ſie gepflanzt hatten, ſchon ſeit mehr als hundert Jahren tot waren; vor ihm aber lag ein alter zerbrochener Mühlſtein — wer weiß, wie der dahin gekommen war. Wer ſich auf ihn ſetzte, der hatte eine wundervolle Ausſicht hinab ins Thal, auf den Fluß, der das Thal durchſtrömte, und die Berge, die jenſeits des Fluſſes aufſtiegen. Hier ſaß der Jörg am Abend, wenn er ſeine Arbeit auf dem Felde gethan hatte, den Kopf auf die Hände, und die Ellenbogen auf die Kniee geſtützt, oft ſtundenlang und träumte, und weil er ſich wenig um die Leute im Dorf bekümmerte und meiſt ſtill und in ſich gekehrt[4] einherging, wie Einer, der an allerhand denkt, nannten ihn die Leute ſpottweiſe Traumjörge. Dies war ihm jedoch völlig gleichgültig.

Je älter er aber ward, deſto ſtiller wurde er; und als ſein alter Vater endlich ſtarb, und er ihn unter einer großen alten Eiche begraben hatte, wurde er ganz ſtill. Wenn er dann auf dem alten zerbrochenen Mühlſteine ſaß, was er jetzt noch viel häufiger that, als zuvor und hinab in das herrliche Thal ſah, wie die Abendnebel an dem einen Ende hereintraten und langſam an den Bergen hinwandelten, wie es dann dunkler wurde und dunkler, bis zuletzt der Mond und die Sterne in ihrer ganzen Herrlichkeit am Himmel heraufzogen: dann wurde es ihm ſo recht wunderbar ums Herz. Denn dann fingen die Wellen im Fluß zu ſingen an, anfangs ganz leiſe, bald aber deutlich[1] vernehmbar, und ſie ſangen von den Bergen, wo ſie herkämen, vom Meer, wo ſie hin wollten, und von den Nixen,[2] die tief unten im Grunde des Fluſſes wohnten. Darauf begann auch der Wald zu rauſchen, ganz anders wie ein gewöhnlicher Wald, und erzählte die wunderbarſten Sachen. Beſonders der alte Eichbaum, der an ſeines Vaters Grabe ſtand, der wußte noch viel mehr wie alle die andern Bäume. Die Sterne aber, die hoch am Himmel ſtanden, bekamen die größte Luſt, herabzufallen in den grünen Wald und in den blauen Strom und flimmerten und zitterten, wie Jemand, der es gar nicht mehr aushalten kann. Doch die Engel, von denen hinter jedem Sterne einer ſteht, hielten ſie jedesmal feſt und ſagten: „Sterne, Sterne, macht keine Thorheiten! Ihr ſeid ja viel zu alt dazu, viele tauſend Jahr und noch mehr! Bleibt im Lande und nährt euch redlich!“—

Es war ein wunderbares Thal! — Aber alles Das sah und hörte blos der Traumjörge. Die Leute, welche im Dorf wohnten, ahnten gar nichts davon; denn es waren ganz gewöhnliche Leute. Dann und wann schlugen sie einen von den alten Baumriesen um, zersägten und zerspellten ihn, und wenn sie eine hübsche Klafter aufgerichtet hatten, sprachen sie: „Nun können wir uns wieder eine Weile Kaffee kochen.“ Und im Fluß wuschen sie ihre Wäsche; das war ihnen sehr bequem. Von den Sternen aber, wenn sie so recht funkelten, sagten sie weiter nichts, als: „Es wird heute Nacht recht kalt werden; wenn nur unsere Kartoffeln nicht erfrieren.“ Versuchte es einmal der arme Traumjörge, ihnen eine andere Meinung beizubringen, so lachten sie ihn aus. Es waren eben ganz gewöhnliche Leute.

Wie er nun so eines Tages wieder auf dem alten Mühlsteine saß und bei sich bedachte, daß er doch auf der ganzen Welt so mutterseelen[1] allein sei, schlief er ein. Da träumte ihm, es hinge vom Himmel eine goldene Schaukel an zwei silbernen Seilen herab. Jedes Seil war an einem Sterne befestigt; auf der Schaukel aber saß eine reizende Prinzessin und schaukelte sich so hoch, daß sie vom Himmel zur Erde herab und von der Erde wieder zum Himmel hinaufflog. Jedesmal, wenn die Schaukel bis an die Erde kam, klatschte die Prinzessin vor Freude in ihre Hände und warf ihm eine Rose zu. Aber plötzlich rissen die Seile, und die Schaukel mit der Prinzessin flog weit in den Himmel hinein, immer weiter, immer weiter, bis er sie zuletzt nicht mehr sehen konnte.

Da wachte er auf, und als er sich umsah, lag neben ihm auf dem Mühlsteine ein großer Strauß von Rosen.

Am nächsten Tage schlief er wieder ein und träumte dasselbe. Beim Erwachen lagen richtig die Rosen wieder da.

So ging es die ganze Woche hindurch. Da sagte sich Traumjörge, daß doch irgend etwas Wahres an dem Traume sein müsse, weil er ihn immer wieder träumte. Er schloß sein Haus zu und machte sich auf, die Prinzessin zu suchen.

Nachdem er viele Tage gegangen war, erblickte er von Weitem ein Land, wo die Wolken bis auf die Erde hingen. Er wanderte rüstig darauf zu, kam aber in einen großen Wald. Plötzlich hörte er hier ein ängstliches Stöhnen[1] und Wimmern,[2] und als er auf die Stelle zu gegangen war, von welcher das Gestöhn und Gewimmer herkam, sah er einen ehrwürdigen Greis mit silbergrauem Barte auf der Erde liegen. Zwei widerlich häßliche Kerle knieten auf ihm und suchten ihn zu erwürgen. Da blickte er um sich, ob er nicht irgend eine Waffe fände, mit der er den beiden Kerlen zu Leibe gehen könnte, und da er nichts fand, riß er in seiner Todesangst einen großen Baumast ab. Kaum jedoch hatte er diesen erfaßt, als er sich in seinen Händen in eine mächtige Hellebarde[3] verwandelte. Damit stürmte er auf die beiden Ungeheuer los und rannte sie ihnen durch den Leib, so daß sie mit Geheul den Alten losließen und fortsprangen.

Darauf hob er den ehrwürdigen Greis auf, tröstete ihn und fragte, warum ihn die beiden Kerle hätten erwürgen wollen.

Da erzählte Jener, er sei der König der Träume und aus

Versehen etwas vom Wege ab in das Reich seines größten Feindes, des Königs der Wirklichkeit, gekommen. Sobald dies der König der Wirklichkeit bemerkt habe, hätte er ihm durch zwei seiner Diener auflauern lassen, damit sie ihm den Garaus machten.[1]

„Hatteſt du denn dem König der Wirklichkeit etwas zu Leide gethan?" fragte Traumjörge.

„Behüte Gott!" versicherte Jener. „Er wird aber überhaupt sehr leicht gegen Andere ausfällig. Dies liegt in seinem Charakter — und mich besonders haßt er wie die Sünde!"[2]

Darauf ging der König der Träume voran und Jörg folgte ihm. Als sie an die Stelle kamen, wo die Wolken auf die Erde hingen, wies der König auf eine Fallthüre, welche so versteckt im Busch lag, daß sie gar nicht zu finden war, wenn man es nicht wußte. Er hob sie auf und führte seinen Begleiter fünfhundert Stufen hinab in eine hell erleuchtete Grotte, welche sich meilenweit in wunderbarer Pracht hinzog. Es war unsäglich[3] schön! Da waren Schlösser auf Inseln mitten in großen Seen, und die Inseln schwammen umher wie Schiffe. Wenn man in ein solches Schloß hineingehen wollte, brauchte man sich nur an das Ufer zu stellen und zu rufen:

„Schlößlein, Schlößlein, schwimm heran,
Daß ich in dich 'reingehn[4] kann!"

dann kam es von selbst an das Ufer. Weiter waren noch andere Schlösser da auf Wolken; die flogen langsam in der Luft. Sprach man aber:

„Steig herab, mein Luftschlößlein,
Daß ich kann in dich hinein!"

so senkten sie sich langsam nieder. Außerdem waren noch da Gärten mit Blumen, die am Tag dufteten und in der Nacht leuchteten; schillernde[1] Vögel, die Märchen erzählten, und eine Menge anderer ganz wunderbarer Sachen. Traumjörge konnte mit Staunen und Bewundern gar nicht fertig werden.

„Nun will ich dir auch noch meine Unterthanen, die Träume, zeigen," sagte der König. „Ich habe deren drei Sorten. Gute Träume für die guten Menschen, böse Träume für die bösen und außerdem Traumkobolde. Mit den letzteren mache ich mir zuweilen einen Spaß, denn ein König muß doch auch zuweilen seinen Spaß haben." —

Zuerst führte er ihn also in eins der Schlösser, welches eine so verzwickte[2] Bauart hatte, daß es förmlich komisch aussah: „Hier wohnen die Traumkobolde," sprach er, „kleines, übermütiges, schabernackiges[3] Volk. Thut Niemandem was, aber neckt gern."

„Komm einmal her, Kleiner," rief er darauf einem der Kobolde zu, „und sei einmal einen einzigen Augenblick ernsthaft." Hernach fuhr er fort und sagte zu Traumjörge: „Weißt du, was der Schelm thut, wenn ich ihm einmal ausnahmsweise erlaube, auf die Erde hinaufzusteigen? Er läuft ins nächste Haus, holt den ersten besten Menschen, der gerade wunderschön schläft, aus den Federn, trägt ihn auf den Kirchturm und wirft ihn kopfüber herunter. Dann springt er eiligst die Turmtreppe hinab, so daß er unten eher ankommt, fängt ihn auf, trägt ihn wieder nach Haus und schmeißt ihn so ins Bett, daß es kracht und er davon aufwacht. Dann reibt der sich den

Schlaf aus den Augen, sieht sich ganz verwundert um und spricht: „Ei du lieber Gott, war mir's doch gerade, als wenn ich vom Kirchturm herabfiele. Es ist nur gut, daß ich bloß geträumt habe."

„Das ist der?" rief Traumjörge. „Siehst du, der ist auch schon einmal bei mir gewesen! Wenn er aber wiederkommt und ich erwische ihn, soll's ihm schlecht ergehen." Kaum hatte er dies noch gesagt, so sprang ein andrer Traumkobold unter dem Tische hervor. Der sah fast aus wie ein kleiner Hund, denn er hatte ein ganz zottiges[1] Wämslein an und die Zunge steckte er auch heraus.

„Der ist auch nicht viel besser," meinte der Traumkönig. Er bellt wie ein Hund, und dabei hat er Kräfte wie ein Riese. Wenn dann die Leute im Traume Angst bekommen, hält er sie an Händen und Beinen fest, daß sie nicht fortkönnen."

„Den kenne ich auch," fiel Traumjörge ein. „Wenn man fortwill, ist es Einem, als wenn man starr und steif wie ein Stück Holz wäre. Wenn man den Arm aufheben will, geht es nicht, und wenn man die Beine rühren will, geht es auch nicht. Manchmal ist's aber kein Hund, sondern ein Bär, oder ein Räuber, oder sonst etwas Schlimmes!"

„Ich werde ihnen nie wieder erlauben, dich zu besuchen Traumjörge," beruhigte ihn der König. „Nun komm einmal zu den bösen Träumen, aber fürchte dich nicht, sie werden dir keinen Schaden zufügen; sie sind nur für die bösen Menschen. Damit traten sie in einen ungeheueren Raum ein, der von einer hohen Mauer umgeben und mittelst einer gewaltigen

eisernen Thüre verschlossen war. Hier wimmelte es von den gräulichsten Gestalten und den entsetzlichsten Ungeheuern. Manche sahen wie Menschen, manche halb wie Menschen, halb wie Tiere, manche ganz wie Tiere aus. Erschrocken wich Traumjörge zurück bis an die eiserne Thüre. Doch der König redete ihm freundlich zu und sprach: „Willst du dir nicht genauer besehen, was böse Menschen träumen müssen?" Und er winkte einem Traume, der zunächst stand; das war ein scheußlicher Riese, der hatte unter jedem Arme ein Mühlrad.

„Erzähle, was du heut Nacht thun wirst!" herrschte[1] der König ihn an.

Da zog das Ungeheuer den Kopf in die Schultern und den Mund bis zu den Ohren, wackelte mit dem Rücken, wie Einer, der sich so recht freut, und sagte grinsend: „Ich gehe zum reichen Mann, der seinen Vater hat hungern lassen. Als der alte Mann sich eines Tages auf die steinerne Treppe vor dem Hause seines Sohnes gesetzt hatte und um Brot bat, kam der Sohn und sagte zum Gesinde: Jagt mir einmal den Hampelmann[2] fort! Da gehe ich nun Nachts zu ihm und ziehe ihn zwischen den zwei Mühlrädern durch, bis alle seine Knochen hübsch kurz und klein gebrochen sind. Ist er dann so recht schmeidig und zapplig geworden, so nehme ich ihn am Kragen, schüttle ihn und sage: Siehst du, wie hübsch du nun zappelst, du Hampelmann! Dann wacht er auf, klappert mit den Zähnen und ruft: Frau, bring mir noch ein Deckbett, mich friert. Und wenn er wieder eingeschlafen ist, mache ich's auf's Neue!"

Als Traumjörge dies gehört, drängte er sich mit Gewalt zur

Thüre hinaus, den König nach sich ziehend, und rief: „Nicht einen Augenblick länger bleibe ich hier bei den bösen Träumen. Das ist ja entsetzlich!“

Doch der König führte ihn nun in einen prächtigen Garten, wo die Wege von Silber, die Beete von Gold und die Blumen von geschliffenen Edelsteinen waren. In dem gingen die guten Träume spazieren. Das Erste, was er sah, war ein Traum wie eine junge blasse Frau, die hatte unter dem einen Arme eine Arche Noah, und unter dem andern einen Baukasten.

„Wer ist denn das?“ fragte der Traumjörge.

„Die geht Abends immer zu einem kleinen kranken Knaben, dem seine Mutter gestorben ist. Am Tag ist er ganz allein, und Niemand bekümmert sich um ihn; aber gegen Abend geht sie zu ihm, spielt mit ihm und bleibt die ganze Nacht. Er schläft immer schon sehr früh ein, deshalb geht sie auch so zeitig. Die andern Träume gehen viel später. — Komm nur weiter; wenn du Alles sehen willst, müssen wir uns sputen[1]!“

Darauf gingen sie tiefer in den Garten hinein, mitten unter die guten Träume. Es waren Männer, Frauen, Greise und Kinder, alle mit lieben und guten Gesichtern und in den schönsten Kleidern. In den Händen trugen viele von ihnen alle möglichen Dinge, die sich das Herz nur wünschen kann. — Auf einmal blieb Traumjörge stehen und schrie so laut auf, daß alle Träume sich umdrehten.

„Was hast du denn?“ fragte der König.

„Da ist ja meine Prinzessin, die mir so oft erschienen ist und mir die Rosen geschenkt hat!“ rief Traumjörge ganz entzückt aus.

„Freilich, freilich!“ erwiderte Jener. „Das ist sie. Nicht wahr, ich habe dir immer einen sehr hübschen Traum geschickt? Es ist beinahe der hübscheste, den ich habe.“

Da lief der Traumjörge auf die Prinzessin zu, die gerade wieder auf ihrer kleinen goldnen Schaukel saß und sich schaukelte. Sobald sie ihn kommen sah, sprang sie herab und ihm gerade in die Arme. Er aber nahm sie an der Hand und führte sie an eine goldene Bank. Da setzten sich beide hin und erzählten sich, wie hübsch es wäre, daß sie sich wieder sähen. Und wenn sie damit fertig waren, fingen sie immer wieder von vorn an. Der König der Träume aber ging mittlerweile fortwährend auf dem großen Wege, der gerade durch den Garten ging, auf und ab, die Hände auf dem Rücken, und zuweilen nahm er die Uhr heraus und sah nach, wie spät es wäre, weil der Traumjörge und die Prinzessin immer noch nicht mit dem fertig waren, was sie sich zu erzählen hatten. Zuletzt ging er jedoch wieder zu ihnen und sagte: „Kinder, nun ist es gut! Du, Traumjörge, hast noch weit zu Hause, und über Nacht kann ich dich nicht hier behalten, denn ich habe keine Betten, weil nämlich die Träume nicht schlafen, sondern Nachts immer zu den Menschen auf die Erde hinaufgehen müssen; und du, Prinzeßchen, du mußt dich fertig machen. Zieh' dich heute einmal ganz rosa[1] an und nachher komm zu mir, damit ich dir sage, wem du heute erscheinen, und was du ihm sagen sollst.“

Als dies Traumjörge gehört, ward es ihm auf einmal so mutig ums Herz, wie noch nie in seinem Leben. Er stand auf und sagte mit fester Stimme: „Herr König, von meiner Prin-

zessin lass' ich nun und nimmermehr.[1] Entweder ihr müßt mich hier unten behalten, oder ihr müßt mir sie mit auf die Erde geben. Ich kann ohne sie nicht leben, dazu habe ich sie viel zu lieb!" Dabei trat ihm in jedes Auge eine Thräne, so groß wie eine Haselnuß.

„Aber Jörge, Jörge," erwiderte der König, „es ist ja der allerhübscheste Traum, den ich habe! Doch du hast mir das Leben gerettet, so sei es denn. Nimm deine Prinzessin und steige mit ihr hinauf zur Erde. Sobald du oben angelangt bist, so nimm ihr den silbernen Schleier vom Kopf und wirf ihn mir durch die Fallthüre wieder herab. Dann wird deine Prinzessin von Fleisch und Blut wie ein anderes Menschenkind sein; denn jetzt ist es ja nur ein Traum!"

Da bedankte sich Traumjörge auf das Herzlichste und sagte: „Lieber König, weil du nun einmal so überaus gut bist, so möchte ich wohl noch eine Bitte wagen. Sieh, eine Prinzessin habe ich nun, doch es fehlt mir immer noch ein Königreich; und es ist doch ganz unmöglich, daß eine Prinzessin ohne ein Königreich sein kann. Kannst du mir denn keins verschaffen, wenn es auch nur ein ganz kleines ist?"

Darauf antwortete der König: „Sichtbare Königreiche, Traumjörge, habe ich zwar nicht zu vergeben, aber unsichtbare; und davon sollst du eins bekommen, und zwar eins der größten und herrlichsten, was ich noch habe."

Da fragte Traumjörge, wie es mit den unsichtbaren Königreichen beschaffen wäre; indeß der König bedeutete[2] ihn, er würde dies schon Alles erfahren und sein blaues Wunder erle-

ben, so schön und herrlich sei es mit den unsichtbaren Königreichen.

„Nämlich," sagte er, „mit den gewöhnlichen, sichtbaren ist es doch zuweilen eine sehr unangenehme Sache. Zum Exempel: du bist König in einem gewöhnlichen Königreiche, und früh Morgens tritt der Minister an dein Bett und sagt: Majestät, ich brauche tausend Thaler fürs Reich. Darauf öffnest du die Staatskasse und findest auch nicht einen Heller[1] darin! Was willst du dann anfangen? Oder, zum Andern[2]: du bekommst Krieg und verlierst, und der andere König, der dich besiegt hat, heiratet deine Prinzessin; dich aber sperrt er in einen Turm. So etwas kann in einem unsichtbaren Königreiche nicht vorfallen!"

„Wenn wir es nun aber nicht sehen," fragte Traumjörge, noch immer etwas betreten, „was kann uns dann unser Königreich nützen?"

„Du sonderbarer Mensch," sagte der König darauf und hielt den Zeigefinger an die Stirn, „du und deine Prinzessin, ihr seht es schon! Ihr seht die Schlösser und Gärten, die Wiesen und Wälder, die zu dem Königreich gehören, wohl! Ihr wohnt darin, geht spazieren und könnt Alles damit machen, was euch gefällt; nur die andern Leute sehen es nicht."

Da war Traumjörge hoch erfreut, denn es war ihm schon etwas ängstlich zu Mut, ob die Leute im Dorf ihn nicht scheel ansehen[3] würden, wenn er mit seiner Prinzessin nach Hause käme und König wäre. Er nahm sehr gerührt Abschied vom König

der Träume, stieg mit der Prinzessin die fünfhundert Stufen hinauf, nahm ihr den silbernen Schleier vom Kopf und warf ihn hinunter. Darauf wollte er die Fallthüre zumachen, aber sie war sehr schwer. Er konnte sie nicht halten und ließ sie fallen. Da gab es einen ungeheuren Knall, fast so arg, als wenn viele Kanonen auf einmal losgeschossen werden, und es vergingen ihm auf einen Augenblick die Sinne. Als er wieder zu sich kam, saß er vor seinem Häuschen auf dem alten Mühlstein und neben ihm die Prinzessin, und sie war von Fleisch und Blut, wie ein gewöhnliches Menschenkind. Sie hielt seine Hand, streichelte sie und sagte: „Du lieber, guter, närrischer Mensch, du hast dich so lange nicht getraut, mir zu sagen, wie lieb du mich hast? Hast du dich denn vor mir gefürchtet?“ — —

Und der Mond ging auf und beleuchtete den Fluß, die Wellen schlugen klingend ans Ufer und der Wald rauschte; doch sie saßen immer noch und schwatzten. Da war es plötzlich, als wenn eine kleine, ganz schwarze Wolke vor den Mond träte, und auf einmal fiel etwas vor ihre Füße nieder, wie ein großes zusammengelegtes Tuch. Darauf stand der Mond wieder in vollem Glanze. Sie hoben das Tuch auf und breiteten es auseinander. Es war aber sehr fein und viele hundert Male zusammengelegt, so daß sie viel Zeit brauchten. Als sie es vollständig auseinander gefaltet hatten, sah es aus wie eine große Landkarte. In der Mitte ging ein Fluß und zu beiden Seiten waren Städte, Wälder und Seen. Da merkten sie, daß es ein Königreich war, und daß es der gute Traumkönig ihnen

vom Himmel hatte herunterfallen lassen. Und als sie sich nun ihr kleines Häuschen besahen, war es zu einem wundervollen Schlosse geworden, mit gläsernen Treppen, Wänden von Marmelstein,[1] Tapeten von Sammt und spitzen Türmen mit blauen Schieferdächern.[2] Da faßten sie sich an und gingen in das Schloß hinein, und als sie eintraten, waren schon die Unterthanen versammelt und verneigten sich tief. Pauken und Trompeten erschallten, und Edelknaben gingen vor ihnen her und streuten Blumen. Da waren sie König und Königin. — —

Am andern Morgen aber lief es wie ein Feuer durch das Dorf, daß der Traumjörge wiedergekommen sei und sich eine Frau mitgebracht habe. „Das wird auch was recht Gescheidtes sein," sagten die Leute. „Ich habe sie heute früh schon gesehen," fiel einer von den Bauern ins Wort, „als ich in den Wald ging. Sie stand mit ihm vor der Thüre. Es ist nichts Besonderes, eine ganz gewöhnliche Person, klein und schmächtig. Ziemlich ärmlich war sie auch angezogen. Wo soll's denn am Ende auch herkommen! Er hat nichts, da wird sie wohl auch nichts haben!"

So schwatzten sie, die dummen Leute; denn sie konnten es nicht sehen, daß es eine Prinzessin war. Und daß das Häuschen sich in ein großes, wundervolles Schloß verwandelt hatte, bemerkten sie in ihrer Einfalt auch nicht, denn es war eben ein unsichtbares Königreich, was dem Traumjörge vom Himmel herabgefallen war. Aus diesem Grunde bekümmerte er sich

auch um die dummen Leute gar nicht, ſondern lebte in ſeinem Königreiche und mit ſeiner lieben Prinzeſſin herrlich und vergnügt. Und er bekam ſechs Kinder, eins immer ſchöner wie das andere, und das waren lauter[1] Prinzen und Prinzeſſinnen. Niemand aber wußte es im Dorf, denn das waren ganz gewöhnliche Leute und viel zu einfältig, um es einzuſehen.—

Von der Königin, die keine Pfeffernüsse[1] backen, und dem König, der nicht das Brummeisen[2] spielen konnte.

Der König von Macronien, der sich schon seit einiger Zeit gerade in seinen besten Jahren befand, war eben aufgestanden und saß unangezogen auf dem Stuhl neben dem Bett. Vor ihm stand sein Hausminister und hielt ihm die Strümpfe hin, von denen der eine ein großes Loch an der Ferse hatte. Aber obwohl er den Strumpf mit großer Sorgfalt so gedreht hatte, daß der König das Loch nicht merken sollte, und obschon der König sonst mehr auf hübsche Stiefeln als auf ganze Strümpfe zu achten pflegte, war das Loch dem königlichen Scharfblicke diesmal doch nicht entgangen. Entsetzt nahm er dem Minister den Strumpf aus der Hand, fuhr mit dem Zeigefinger durch das Loch, so daß er bis zum Knöchel herausguckte, und sagte dann seufzend:

„Was hilft mir's, daß ich König bin, wenn ich keine Königin habe! Was meinst du, wenn ich mir eine Frau nähme?"

„Majestät," antwortete der Minister, „das ist ein sublimer[3] Gedanke; ein Gedanke, der gewiß auch mir ganz unterthänigst[4] aufgestiegen wäre, wenn ich nicht gefühlt hätte, daß ihn Ew.

Majestät[1] jedenfalls heute selbst noch zu äußern geruhen würden!"[2]

„Schön!" erwiderte der König, „aber glaubst du, daß ich so leicht eine Frau finden werde, die für mich paßt?"

„Pah!"[3] sagte der Minister. „Zehn für eine!"

„Vergiß nicht, daß ich große Ansprüche mache. Wenn mir eine Prinzessin gefallen soll, muß sie klug und schön sein! Und dann ist noch ein Punkt, auf den ich ganz besonderes Gewicht lege: du weißt, wie gern ich Pfeffernüsse esse. In meinem ganzen Reiche ist kein einziger Mensch, der sie zu backen versteht, wenigstens richtig zu backen, nicht zu hart und nicht zu weich, sondern gerade knusprig: sie muß durchaus Pfeffernüsse backen können!"

Als der Minister dies hörte, bekam er einen heftigen Schreck. Doch sammelte er sich rasch wieder und entgegnete: „Ein König, wie Ew. Majestät, werden ohne Zweifel auch eine Prinzessin finden, die Pfeffernüsse zu backen versteht."

„Nun, dann wollen wir uns zusammen umsehen!" versetzte der König; und noch an demselben Tage begann er in Begleitung des Ministers die Rundreise zu denjenigen seiner verschiedenen Nachbarn, von denen er wußte, daß sie Prinzessinnen zu vergeben hatten. Aber es fanden sich nur drei Prinzessinnen, die gleichzeitig so schön und klug waren, daß sie dem Könige gefielen, und von diesen konnte Keine Pfeffernüsse backen.

„Pfeffernüsse kann ich freilich nicht backen," sagte die erste Prinzessin, als der König sie danach fragte, „aber hübsche kleine Mandelkuchen. Bist du damit nicht zufrieden?"

„Nein!“ erwiderte der König, „es müssen partout[1] Pfeffernüsse sein!“

Die zweite Prinzessin, als er die nämliche Frage an sie richtete, schnalzte mit der Zunge und sagte ärgerlich: „Laßt mich mit euren Albernheiten zufrieden! Prinzessinnen, welche Pfeffernüsse backen können, giebt es nicht.“

Am schlimmsten ging es aber dem König bei der dritten, obwohl sie die schönste und klügste war. Denn sie ließ ihn gar nicht bis zu seiner Frage kommen, sondern ehe er sie noch hatte thun können, fragte sie selbst, ob er wohl auch das Brummeisen zu spielen verstünde. Und als er dies verneinte, gab sie ihm einen Korb[2] und meinte, es thue ihr herzlich leid. Er gefalle ihr sonst ganz gut; aber sie höre das Brummeisen für ihr Leben gern,[3] und habe sich vorgenommen, keinen Mann zu nehmen, der es nicht spielen könne.

Da fuhr der König mit dem Minister wieder nach Haus, und als er aus dem Wagen stieg, sagte er recht niedergeschlagen: „Das wäre also nichts gewesen!“[4]

Aber ein König muß durchaus eine Königin haben, und nach längerer Zeit ließ er daher den Minister noch einmal zu sich kommen und eröffnete ihm, er habe es aufgegeben, eine Frau zu finden, die Pfeffernüsse backen könne, und beschlossen, die Prinzessin zu heirathen, welche sie damals zuerst besucht hätten. „Es ist die, welche die kleinen Mandelkuchen zu backen versteht,“ fügte er hinzu. „Gehe hin und frage, ob sie meine Frau werden will.“

Am nächsten Tage kam der Minister zurück und erzählte, daß

die Prinzessin nicht mehr zu haben sei. Sie hätte den König aus dem Lande, wo die Kapern wachsen, geheirathet.

„Nun, dann gehe zur zweiten Prinzessin!“ Allein der Minister kam auch dieses Mal wieder unverrichteter Dinge zu Hause: Der alte König habe gesagt, er bedaure unendlich, aber seine Tochter sei leider gestorben, und so könne er sie ihm nicht geben.

Da besann sich der König lange; weil er aber durchaus eine Königin haben wollte, so befahl er dem Minister, er solle doch auch noch einmal zur dritten Prinzessin gehen, vielleicht habe sie sich inzwischen anders besonnen. Und der Minister mußte gehorchen, obgleich er sehr wenig Lust verspürte und obschon ihm auch seine Frau sagte, daß es gewiß recht unnütz wäre. Der König aber wartete ängstlich auf seine Rückkunft. Denn er gedachte der Frage wegen des Brummeisens, und die Erinnerung daran war ihm ärgerlich.

Die dritte Prinzessin jedoch empfing den Minister sehr freundlich und sagte zu ihm, eigentlich hätte sie sich ganz bestimmt vorgenommen, nur einen Mann zu nehmen, der das Brummeisen zu spielen verstünde. Aber Träume seien Schäume,[1] und besonders Jugendträume! Sie sähe ein, daß sich ihr Wunsch nicht erfüllen ließe, und da der König ihr sonst sehr gut gefalle, so wolle sie ihn schon zum Manne nehmen.

Da fuhr der Minister zurück, was die Pferde jagen wollten,[2] und der König umarmte ihn und gab ihm den großen Schranzenorden mit Brettern, den Orden am Hals und die Bretter noch höher zu tragen.[3] Bunte Fahnen wurden in der Stadt ausgehangen, Guirlanden[4] von einem Haus zum andern quer

über die Straßen gezogen und die Hochzeit so herrlich gefeiert, daß die Leute vierzehn Tage von weiter nichts sprachen.

Der König und die junge Königin aber lebten in Lust und Freude ein ganzes Jahr lang. Der König hatte die Pfeffernüsse und die Königin das Brummeisen gänzlich vergessen.

Eines Tages jedoch stand der König früh mit dem falschen Beine zuerst aus dem Bette auf,[1] und Alles ging verkehrt. Es regnete den ganzen Tag; der Reichsapfel[2] fiel hin, und das kleine Kreuz, was oben drauf ist, brach ab; dann kam der Hofmaler und brachte die neue Karte vom Königreiche, und als der König sie besah, war das Land roth angestrichen statt blau, wie er befohlen; und endlich, die Königin hatte Kopfschmerzen.

Da geschah es, daß das Ehepaar sich zum ersten Male zankte; warum, wußten sie am anderen Morgen selbst nicht mehr, oder wenn sie es wußten, wollten sie es wenigstens nicht sagen. Kurz, der König war brummig und die Königin schnippisch und behielt stets das letzte Wort. Nachdem sie sich beide lange Zeit hin und her gestritten, zuckte die Königin endlich verächtlich mit den Achseln und sagte:

„Ich dächte, du wärest nun endlich still und hörtest auf, alles zu tadeln, was dir vor die Augen kommt! Du selbst kannst ja nicht einmal das Brummeisen spielen."

Aber kaum war ihr dies noch entschlüpft, als der König ihr schon in's Wort fiel und giftig antwortete: „Und du kannst nicht einmal Pfeffernüsse backen!"

Da blieb die Königin zum ersten Male die Antwort schuldig[3] und wurde ganz still, und beide gingen ohne weiter ein Wort zu

wechseln auseinander, jedes in seine Stube. Hier setzte sich die Königin in die Sophaecke und weinte und dachte: „Was du doch für eine thörichte Frau bist! Wo hast du nur deinen Verstand gehabt? Dümmer hättest du es gar nicht anfangen können!“

Der König aber ging in seinem Zimmer auf und ab, rieb sich die Hände und sagte: „Es ist doch ein wahres Glück, daß meine Frau keine Pfeffernüsse backen kann! Was hätte ich ihr sonst erwidern sollen, als sie mir vorwarf, daß ich das Brummeisen nicht zu spielen verstünde?!“

Nachdem er dies wenigstens drei- oder viermal wiederholt hatte, wurde er immer vergnügter. Er fing an seine Lieblingsmelodie zu pfeifen, besah sich dann das große Bild der Königin, welches in seinem Zimmer hing, stieg auf einen Stuhl, um mit dem Taschentuch einen Spinnenfaden abzuwischen, der der Königin gerade über die Nase herabhing, und sagte endlich:

„Sie hat sich gewiß recht geärgert, die gute, kleine Frau! Ich werde einmal sehen, was sie macht!“

Damit ging er zur Thür hinaus auf den langen Gang, auf welchen alle Zimmer mündeten. Weil aber an diesem Tage alles verkehrt ging, so hatte der Kammerdiener vergessen, die Lampen anzuzünden, obgleich es schon acht Uhr Abends und stockdunkel[1] war.

Daher streckte der König die Hände vor sich, um sich nicht zu stoßen, und tappte[2] vorsichtig an der Wand hin. Plötzlich fühlte er etwas Weiches. „Wer ist da?“ fragte er.

„Ich bin es,“ antwortete die Königin.

„Was ſuchſt du, mein Schatz?“

„Ich wollte dich um Verzeihung bitten,“ erwiderte die Königin, „weil ich dich ſo gekränkt habe.“

„Das brauchſt du gar nicht!“ ſagte der König und fiel ihr um den Hals. „Ich habe mehr Schuld als du, und längſt alles vergeſſen. Aber, weißt du, zwei Worte wollen wir in unſerem Königreiche bei Todesſtrafe verbieten laſſen, Brummeiſen und —“

„Und Pfeffernüſſe,“ fiel die Königin lachend ein, indem ſie ſich heimlich noch ein paar Thränen aus den Augen wiſchte — und damit hat die Geſchichte ein Ende. —

Der Wunſchring.

Ein junger Bauer, mit dem es in der Wirthſchaft[1] nicht recht vorwärts gehen wollte, ſaß auf ſeinem Pfluge und ruhte einen Augenblick aus, um ſich den Schweiß vom Angeſichte zu wiſchen. Da kam eine alte Hexe vorbeigeſchlichen und rief ihm zu: „Was plagſt du dich und bringſt's doch zu nichts? Geh' zwei Tage lang gerade aus, bis du an eine große Tanne kommſt, die frei im Walde ſteht und alle anderen Bäume überragt. Wenn du ſie umſchlägſt,[2] iſt dein Glück gemacht."

Der Bauer ließ ſich das nicht zweimal ſagen, nahm ſein Beil und machte ſich auf den Weg. Nach zwei Tagen fand er die Tanne. Er ging ſofort daran, ſie zu fällen, und in dem Augenblicke, wo ſie umſtürzte und mit Gewalt auf den Boden ſchlug, fiel aus ihrem höchſten Wipfel ein Neſt mit zwei Eiern heraus. Die Eier rollten auf den Boden und zerbrachen, und wie ſie zerbrachen, kam aus dem einen Ei ein junger Adler heraus, und aus dem andern fiel ein kleiner goldner Ring. Der Adler wuchs zuſehends,[3] bis er wohl halbe Mannshöhe hatte, ſchüttelte ſeine Flügel, als wollte er ſie probiren, erhob ſich etwas über die Erde und rief dann:

„Du haſt mich erlöſt! Nimm zum Dank den Ring, der in dem anderen Ei geweſen iſt! Es iſt ein Wunſchring. Wenn du ihn am Finger umdrehſt und dabei einen Wunſch ausſprichſt, wird er alsbald in Erfüllung gehen. Aber es iſt nur ein einziger Wunſch im Ring. Iſt der gethan, ſo hat der Ring alle weitere Kraft verloren, und iſt nur wie ein gewöhnlicher Ring. Darum überlege dir wohl, was du dir wünſcheſt, auf daß es dich nicht nachher gereue."

Darauf erhob ſich der Adler hoch in die Luft, ſchwebte lange noch in großen Kreiſen über dem Haupte des Bauers und ſchoß dann wie ein Pfeil nach Morgen.[1]

Der Bauer nahm den Ring, ſteckte ihn an den Finger und begab ſich auf den Heimweg. Als es Abend war, langte er in einer Stadt an; da ſtand der Goldſchmied im Laden und hatte viel köſtliche Ringe feil.[2] Da zeigte ihm der Bauer ſeinen Ring und fragte ihn, was er wohl werth wäre. „Einen Pappenſtiel!"[3] verſetzte der Goldſchmied. Da lachte der Bauer laut auf und erzählte ihm, daß es ein Wunſchring ſei und mehr werth als alle Ringe zuſammen, die Jener feil hielte. Doch der Goldſchmied war ein falſcher, ränkevoller[4] Mann. Er lud den Bauer ein, über Nacht bei ihm zu bleiben, und ſagte: „Einen Mann, wie dich, mit ſolchem Kleinode zu beherbergen, bringt Glück; bleibe bei mir!" bewirthete ihn auf's Schönſte mit Wein und glatten Worten, und als er Nachts ſchlief, zog er ihm unbemerkt den Ring vom Finger und ſteckte ihm ſtatt deſſen einen ganz gleichen, gewöhnlichen Ring an.

Am nächſten Morgen konnte es der Goldſchmied kaum erwar-

ten, daß der Bauer aufbräche.[1] Er weckte ihn ſchon in der früheſten Morgenſtunde und ſprach: „Du haſt noch einen weiten Weg vor dir. Es iſt beſſer, wenn du dich früh aufmachſt.“

Sobald der Bauer fort war, ging er eiligſt in ſeine Stube, ſchloß die Läden, damit Niemand etwas ſähe, riegelte dann auch noch die Thüre hinter ſich zu, ſtellte ſich mitten in die Stube, drehte den Ring um und rief: „Ich will gleich hunderttauſend Thaler haben.“

Kaum hatte er dies ausgeſprochen, ſo fing es an Thaler zu regnen, harte, blanke Thaler, als wenn es mit Mulden göſſe,[2] und die Thaler ſchlugen ihm auf Kopf, Schultern und Arme. Er fing an kläglich zu ſchreien und wollte zur Thüre ſpringen, doch ehe er ſie erreichen und aufriegeln konnte, ſtürzte er, am ganzen Leibe blutend, zu Boden. Aber das Thalerregnen nahm kein Ende, und bald brach von der Laſt die Diele zuſammen, und der Goldſchmied mitſammt dem Gelde ſtürzte in den tiefen Keller. Darauf regnete es immer weiter, bis die Hunderttauſend voll waren, und zuletzt lag der Goldſchmied todt im Keller und auf ihm das viele Geld. Von dem Lärm kamen die Nachbarn herbeigeeilt, und als ſie den Goldſchmied todt unter dem Gelde liegen fanden, ſprachen ſie: „Es iſt doch ein großes Unglück, wenn der Segen ſo knüppeldick[3] kommt.“ Darauf kamen auch die Erben und theilten.

Unterdeß ging der Bauer vergnügt nach Hauſe und zeigte ſeiner Frau den Ring. „Nun kann es uns gar nicht fehlen, liebe Frau,“ ſagte er. „Unſer Glück iſt gemacht. Wir wollen uns nur recht überlegen, was wir uns wünſchen wollen.“

Doch die Frau wußte gleich guten Rath. „Was meinst du," sagte sie, „wenn wir uns noch etwas Acker wünschten? Wir haben gar so wenig. Da reicht so ein Zwickel[1] gerade zwischen unsre Aecker hinein; den wollen wir uns wünschen."

„Das wäre der Mühe werth," erwiderte der Mann. „Wenn wir ein Jahr lang tüchtig arbeiten und etwas Glück haben, können wir ihn uns vielleicht kaufen." Darauf arbeiteten Mann und Frau ein Jahr lang mit aller Anstrengung, und bei der Ernte hatte es noch nie so geschüttet wie dieses Mal, so daß sie sich den Zwickel kaufen konnten und noch ein Stück Geld übrig blieb. „Siehst du!" sagte der Mann, „wir haben den Zwickel, und der Wunsch ist immer noch frei."

Da meinte die Frau, es wäre wohl gut, wenn sie sich noch eine Kuh wünschten und ein Pferd dazu. „Frau," entgegnete abermals der Mann, indem er mit dem übrig gebliebenen Gelde in der Hosentasche klapperte, „was wollen wir wegen solch einer Lumperei unsern Wunsch vergeben. Die Kuh und das Pferd kriegen wir auch so."

Und richtig, nach abermals einem Jahre waren die Kuh und das Pferd reichlich verdient. Da rieb sich der Mann vergnügt die Hände und sagte: „Wieder ein Jahr den Wunsch gespart und doch alles bekommen, was man sich wünschte. Was wir für ein Glück haben!" Doch die Frau redete ihrem Manne ernsthaft zu, endlich einmal an den Wunsch zu gehen.

„Ich kenne dich gar nicht wieder," versetzte sie ärgerlich. „Früher hast du immer geklagt und gebarmt und dir alles Mögliche gewünscht, und jetzt, wo du's haben kannst, wie du's willst,

plagſt und ſchindeſt[1] du dich, biſt mit Allem zufrieden und läßt die ſchönſten Jahre vergehen. König, Kaiſer, Graf, ein großer dicker Bauer könnteſt du ſein, alle Truhen voll Geld haben — und kannſt dich nicht entſchließen, was du wählen willſt."

„Laß doch dein ewiges Drängen und Treiben," erwiderte der Bauer. „Wir ſind beide noch jung, und das Leben iſt lang. Ein Wunſch iſt nur in dem Ringe, und der iſt bald verthan. Wer weiß, was uns noch einmal zuſtößt, wo wir den Ring brauchen. Fehlt es uns denn an Etwas? Sind wir nicht, ſeit wir den Ring haben, ſchon ſo herauf gekommen, daß ſich alle Welt wundert? Alſo ſei verſtändig. Du kannſt dir ja mittlerweile[2] immer überlegen, was wir uns wünſchen könnten."

Damit hatte die Sache vorläufig ein Ende. Und es war wirklich, als wenn mit dem Ringe der volle Segen ins Haus gekommen wäre, denn Scheuern und Kammern wurden von Jahr zu Jahr voller und voller, und nach einer längeren Reihe von Jahren war aus dem kleinen, armen Bauer[3] ein großer, dicker Bauer[4] geworden, der den Tag über mit den Knechten ſchaffte und arbeitete, als wollte er die ganze Welt verdienen, nach der Vesper[5] aber behäbig und zufrieden vor der Hausthüre ſaß und ſich von den Leuten guten Abend wünſchen ließ.

So verging Jahr um Jahr. Dann und wann, wenn ſie ganz allein waren und Niemand es hörte, erinnerte zwar die Frau ihren Mann immer noch an den Ring und machte ihm allerhand Vorſchläge. Da er aber jedes Mal erwiderte, es habe noch vollauf Zeit, und das Beſte falle Einem ſtets zuletzt ein, ſo that ſie es immer ſeltener, und zuletzt kam es kaum noch

vor, daß auch nur von dem Ringe gesprochen wurde. Zwar der Bauer selbst drehte den Ring täglich wohl zwanzig Mal am Finger um und besah sich ihn, aber er hütete sich, einen Wunsch dabei auszusprechen.

Und dreißig und vierzig Jahre vergingen, und der Bauer und seine Frau waren alt und schneeweiß geworden, der Wunsch aber war immer noch nicht gethan. Da erwies ihnen Gott eine Gnade und ließ sie beide in einer Nacht selig sterben.

Kinder und Kindeskinder standen um ihre beiden Särge und weinten, und als Eins von ihnen den Ring abziehen und aufheben wollte, sagte der älteste Sohn:

„Laßt den Vater seinen Ring mit ins Grab nehmen. Er hat sein Lebtag[1] seine Heimlichkeit mit ihm gehabt. Es ist wohl ein liebes Andenken. Und die Mutter besah sich den Ring auch so oft; am Ende hat sie ihn dem Vater in ihren jungen Tagen geschenkt."

So wurde denn der alte Bauer mit dem Ringe begraben, der ein Wunschring sein sollte und keiner war, und doch so viel Glück ins Haus gebracht hatte, als ein Mensch sich nur wünschen kann. Denn es ist eine eigene Sache mit dem, was richtig und was falsch ist; und schlecht Ding in guter Hand ist immer noch sehr viel mehr werth, wie gut Ding in schlechter. —

Der verroſtete[1] Ritter.

Ein ſehr reicher und vornehmer Ritter lebte in Saus und Braus[2] und war ſtolz und hart gegen die Armen. Deshalb ließ ihn Gott zur Strafe auf der einen Seite verroſten. Der linke Arm verroſtete und das linke Bein, ebenſo der Leib bis zur Mitte. Nur das Geſicht blieb frei. Da zog der Ritter an die linke Hand einen Handſchuh, ließ ihn ſich am Handgelenk[3] feſt zunähen und legte ihn Tag und Nacht nicht ab, damit Niemand ſähe, wie ſehr er verroſtet ſei. Darauf ging er in ſich und verſuchte einen neuen Lebenswandel anzufangen. Er entließ ſeine alten Freunde und Zechgenoſſen[4] und nahm ſich eine ſchöne und fromme Frau. Dieſelbe hatte wohl manches Schlimme von dem Ritter gehört, aber weil ſein Geſicht gut geblieben war, glaubte ſie es, wenn ſie allein war und darüber nachdachte, nur halb, und wenn er bei ihr war und freundlich mit ihr ſprach, gar nicht. Darum nahm ſie ihn doch. Nach der Hochzeit aber, in der erſten Nacht merkte ſie es, warum er niemals den Handſchuh von der linken Hand abzog und erſchrak heftig. Sie ließ ſich jedoch nichts merken, ſondern ſagte am andern Morgen nur zu ihrem Manne, ſie wolle in den Wald gehen, um in einer kleinen Kapelle, die dort ſtand, zu beten. Neben der Kapelle

aber befand sich eine Klause, in der lebte ein alter Eremit, der hatte früher lange in Jerusalem gelebt und war so heilig, daß die Leute von weit und breit zu ihm wallfahrteten.[1] Den gedachte sie um Rath zu fragen.

Als sie nun dem Eremiten Alles erzählt hatte, ging er in die Kapelle, betete dort lange zur Jungfrau Maria und sagte dann, als er wieder herauskam: „Du kannst deinen Mann noch erlösen, aber es ist schwer. Fängst du es an und bringst es nicht zu Ende, so mußt du selbst auch verrosten. Viel Unrecht hat dein Mann sein Lebtag gethan, und stolz und hart gegen die Armen ist er gewesen: willst du für ihn betteln gehen, barfuß und in Lumpen wie das allerärmste Bettelweib, so lange bis du hundert Goldgulden erbettelt hast, so ist dein Mann erlöst. Dann nimm ihn an der Hand, gehe mit ihm in die Kirche und lege die hundert Goldgulden in das Kirchbecken für die Armen. Wenn du das thust, so wird Gott deinem Manne seine Sünden vergeben, der Rost wird abgehn, und er wird wieder so weiß werden wie zuvor."

„Das will ich thun," sagte die junge Ritterfrau, „und wenn es mir noch so schwer wird, und es noch so lange dauert. Ich will meinen Mann erlösen, denn er ist nur auswendig verrostet, das glaube ich ganz sicher!"

Darauf ging sie fort, tief in den Wald hinein, und nicht lange, so begegnete ihr ein altes Mütterchen, welches Reisig[2] suchte. Es hatte einen zerlumpten, schmutzigen Rock an und darüber einen Mantel, der war aus eben so vielen Flicken[3] zusammengesetzt, wie weiland das heilige römische Reich;[4] was

aber die Flicken früher für eine Farbe gehabt, das konnte man kaum mehr ſehen, denn Regen und Sonnenſchein hatten ſchon viel Arbeit mit dem Mantel gehabt.

„Willſt du mir deinen Rock und deinen Mantel geben, alte Mutter," ſagte die Ritterfrau, „ſo ſchenk' ich dir alles Geld, was ich in der Taſche habe und meine ſeidnen Kleider noch dazu; denn ich möchte gern arm ſein."

Da ſah die alte Frau ſie verwundert an und ſprach: „Will's ſchon thun, mein blankes Töchterchen,[1] wenn's dein Ernſt iſt. Hab' ſchon viel geſehen auf der Welt, auch viel Leute gefunden, die gern reich werden wollten, daß aber Jemand gern arm werden will, das iſt mir noch nicht vorgekommen. Wird dir ſchlecht ſchmecken mit deinen ſeidnen Händchen und deinem ſüßen Fräßchen!"[2]

Aber die Ritterfrau hatte ſchon begonnen ſich auszuziehen und ſah dabei ſo ernſt und ſo traurig aus, daß die Alte wohl merkte, daß ſie keinen Scherz treibe. Sie reichte ihr alſo Rock und Mantel hin, half ihr ſie anlegen und fragte dann:

„Was willſt du nun thun, mein blankes Töchterchen?"

„Betteln, Mutter!" antwortete die Ritterfrau.

„Betteln? Nun, gräme dich nicht darum, das iſt keine Schande. An der Himmelsthür wird's auch mancher thun müſſen, der's hier unten nicht gelernt hat. — Aber das Bettellied will ich dich erſt noch lehren:

Betteln und lungern,[3]
Durſten und hungern,
Immerdar, alle Zeit
Müſſen wir Bettelleut'!

Habt ihr was, schenkt mir was,
Ach nur ein Häppchen![1]
Brot in den Bettelsack,
Suppe ins Näpfchen![2] —

Lederne Ranzen,
Röcke mit Franzen
Tragen wir Bettelleut'!
— Was man erbettelt hat,
Wird verjuchheit![3]

„Nicht wahr, ein hübsches Lied?" sagte die Alte. Damit warf sie sich die seidnen Kleider um, sprang in den Busch und war bald verschwunden.

Die Ritterfrau aber wanderte durch den Wald, und nach einiger Zeit begegnete ihr ein Bauer, der war ausgegangen eine Magd zu suchen, denn es war um die Ernte und Leutenoth.[4] Da blieb die Ritterfrau stehen, hielt die Hand hin und sagte: „Habt ihr was, schenkt mir was, ach nur ein Häppchen!" Aber die andern Verse sagte sie nicht, weil sie ihr nicht gefielen. Der Bauer sah sich die Frau an, und da er fand, daß sie trotz ihrer Lumpen schmuck und gesund war, fragte er sie, ob sie nicht bei ihm Magd werden wolle.

„Ich schenke dir zu Ostern einen Kuchen, zu Martini eine Gans und zu Weihnachten einen Thaler und ein neues Kleid. Bist du damit zufrieden?"

„Nein," erwiderte die Ritterfrau, „ich muß betteln gehen, der liebe Gott will es so haben."

Darüber wurde der Bauer zornig, schimpfte und schmähte[5] und sagte höhnisch:

„Der liebe Gott will's ſo haben? he? Du haſt wohl mit ihm zu Mittag gegeſſen? Was? Linſen mit Bratwürſten, nicht wahr? Oder biſt du vielleicht ſeine Muhme,[1] daß du ſo genau weißt, was er will? Eine faule Haut[2] biſt du. Gut für den Knüttel, zu ſchlecht für den Büttel!“[3] Darauf ging er ſeiner Wege, ließ ſie ſtehen und gab ihr nichts. Da merkte die Ritterfrau wohl, daß das Betteln ſchwer ſei.

Sie ging jedoch weiter, und nach abermals einiger Zeit kam ſie an eine Stelle, wo die Straße ſich theilte und zwei Steine ſtanden. Auf dem einen ſaß ein Bettler mit einer Krücke. Da ſie nun müde geworden war, gedachte ſie ſich eine kurze Zeit auf den leeren Stein zu ſetzen, um auszuruhen. Kaum hatte ſie jedoch dies gethan, als der Bettler mit der Krücke nach ihr ſchlug und ihr zurief:

„Mach, daß du fortkommſt, du liederliche Lieſe![4] Willſt du mir mit deinen Lumpen und deinem zuckerſüßen Geſicht die Kundſchaft abzwicken? Die Ecke hier habe ich gepachtet. Mach flink, ſonſt ſollſt du ſehen, was mein Krückholz für ein ſchöner Fiedelbogen iſt, und dein Rücken für eine närriſche Geige!“

Da ſeufzte die Ritterfrau, ſtand auf und ging ſo weit als ſie die Füße tragen wollten. Endlich kam ſie in eine große, fremde Stadt. Hier blieb ſie, ſetzte ſich an den Kirchweg und bettelte; und Nachts ſchlief ſie auf den Kirchenſtufen. So lebte ſie tag-aus tagein, und es ſchenkte ihr der Eine einen Pfennig und der Andere einen Heller; manche aber auch gaben ihr nichts oder ſchimpften gar, wie es der Bauer gethan hatte. Es ging aber

sehr langsam mit den hundert Goldgulden. Denn als sie dreiviertel Jahre gebettelt hatte, hatte sie erst einen Gulden erspart. Und genau wie der erste Gulden voll war, gebar sie einen wunderschönen Knaben, den nannte sie „Docherlöst,“[1] weil sie hoffte, daß sie ihren Mann doch noch erlösen würde. Sie riß sich von ihrem Mantel unten einen Streifen ab, eine gute Elle breit, so daß der Mantel nur noch bis an die Kniee reichte, wickelte das Kind hinein, nahm es auf den Schooß und bettelte weiter. Und wenn das Kind nicht schlafen wollte, wiegte sie es und sang:

Schlaf ein auf meinem Schooße,
Du armes Bettelkind,
Dein Vater wohnt im Schlosse—
Und draußen weht der Wind.

Er geht in Sammt und Seide,
Trinkt Wein, ißt weißes Brot,
Und säh' er so uns beide,
So härmt' er sich zu Tod.

Er braucht sich nicht zu härmen,
Du liegst ja weich und warm;
Er ist ja noch viel ärmer,
Daß Gott sich sein erbarm!“

Da blieben oft die Leute stehen und besahen sich die arme junge Bettelfrau mit dem wunderschönen Kinde und schenkten ihr mehr wie früher. Sie aber war getrost und weinte nicht mehr, denn sie wußte, daß sie ihren Mann gewiß erlösen würde, wenn sie nur ausharrte.—

Als aber die Frau nicht wieder zurückkehrte, ward der Ritter

auf ſeinem Schloſſe tief betrübt, denn er ſagte ſich: Sie hat alles gemerkt und dich deshalb verlaſſen. Er ging zuerſt in den Wald zu dem Eremiten, um zu hören, ob ſie in der Kapelle geweſen ſei und dort gebetet habe. Aber der Eremit war ſehr kurz angebunden und ſtreng gegen ihn und ſagte:

„Haſt du nicht in Saus und Braus gelebt? Biſt du nicht ſtolz und hart gegen die Armen geweſen? Hat dich nicht der liebe Gott zur Strafe verroſten laſſen? Deine Frau hat ganz recht gethan, wenn ſie dich verließ. Man muß nicht einen guten und einen faulen Apfel in einen Kaſten legen, ſonſt wird der gute auch faul.“

Da ſetzte ſich der Ritter auf die Erde, nahm den Helm ab und weinte bitterlich.

Als der Eremit dies gewahr wurde, ward er freundlicher und ſprach: „Da ich ſehe, daß dein Herz noch nicht mitverroſtet iſt, ſo will ich dir rathen: thue Gutes und gehe in alle Kirchen, ſo wirſt du deine Frau wiederfinden.“

Da verließ der Ritter ſein Schloß und ritt in alle Welt. Wo er Arme fand, ſchenkte er ihnen etwas, und wenn er eine Kirche ſah, ging er hinein und betete. Aber ſeine Frau fand er nicht. So war faſt ein Jahr vergangen, da kam er in die Stadt, wo ſeine Frau am Kirchweg ſaß und bettelte, und ſein erſter Weg war in die Kirche. Schon von Weitem erkannte ihn die Frau, denn er war groß und ſtattlich und trug einen goldenen Helm mit einer Geierklaue[1] auf dem Knauf,[2] der weithin leuchtete. Da erſchrak ſie, denn ſie hatte erſt zwei Goldgulden zuſammen, ſo daß ſie ihn noch nicht erlöſen konnte.

Sie zog sich den Mantel tief über den Kopf, damit er sie nicht erkennen sollte, und kauerte sich so eng zusammen als sie irgend[1] konnte, damit er nicht ihre schneeweißen Füße sähe; denn der Mantel ging ihr nur bis an die Kniee, seit sie den Streifen für das Kind abgerissen hatte. Als aber der Ritter an ihr vorbeischritt, hörte er sie leise schluchzen, und als er ihren zerlumpten und geflickten Mantel sah und das wunderschöne Kind auf ihrem Schooß, welches ebenfalls nur in Lumpen gewickelt war, that es ihm in der Seele weh. Er trat an sie heran und fragte sie, was ihr fehle. Doch die Frau antwortete nicht und schluchzte nur noch mehr, so sehr sie sich auch Mühe gab, es zu verbeißen. Da zog der Ritter seine Geldtasche hervor, in der viel mehr waren, als hundert Goldgulden, legte sie ihr auf den Schooß und sagte: „Ich gebe dir alles, was ich noch habe, und sollte ich mich nach Hause betteln."

Da fiel der Frau, ohne daß sie es wollte, der Mantel vom Kopf herunter, und der Ritter sah, daß es sein eigenes, angetrautes Eheweib war, der er das Geld geschenkt hatte. Trotz der Lumpen fiel er ihr um den Hals und küßte sie, und als er vernahm, daß das Kind sein Sohn sei, herzte und küßte er es auch. Doch die Frau nahm ihren Mann, den Ritter, an der Hand, führte ihn in die Kirche und legte das Geld auf das Kirchbecken. Dann sagte sie: „Ich wollte dich erlösen, aber du hast dich selbst erlöst."

Und so war es auch; denn als der Ritter aus der Kirche trat, war der Fluch gehoben und der Rost, der seine ganze linke Seite bedeckte, verschwunden. Er hob seine Frau mit dem Kinde auf

ſein Pferd, ging ſelbſt zu Fuß daneben und zog mit ihr zurück in ſein Schloß, wo er lange Jahre glücklich mit ihr lebte und ſo viel Gutes that, daß ihn alle Leute lobten.

Die Bettlerlumpen aber, die ſeine Frau getragen hatte, hing er in einen koſtbaren Schrein, und jeden Morgen, wenn er aufgeſtanden war, ging er an den Schrein, beſah ſich die Lumpen und ſagte: „Das iſt meine Morgenandacht,[1] die nimmt mir der liebe Gott nicht übel, denn er weiß, wie ich's meine, und ich gehe nachher doch noch in die Kirche.“

Die Alte-Weiber-Mühle.

Bei Apolda in Thüringen liegt die Alte-Weiber-Mühle. Sie sieht ungefähr aus wie eine große Kaffeemühle, nur daß nicht oben gedreht wird, sondern unten. Unten stehen nämlich zwei große Balken heraus, die von zwei Knechten angefaßt werden, um mit ihnen die Mühle zu drehen. Oben werden die alten Weiber hineingethan: faltig und bucklig, ohne Haare und Zähne, und unten kommen sie jung wieder heraus: schmuck und rothbackig wie die Borstäpfel.[1] Mit einem Male Umdrehen ist's gemacht; Knack und krach[2] geht es, daß es Einem durch Mark und Bein[3] fährt. Wenn man dann aber die, welche heraus kommen und wieder jung geworden sind, fragt, ob es nicht erschrecklich weh thue, antworten sie: „Lieber gar![4] Wunderschön ist es! Ungefähr so, wie wenn man früh aufwacht, gut ausgeschlafen hat, und die Sonne in's Zimmer scheint und draußen singen die Vögel, und die Bäume rauschen, und man sich dann noch einmal im Bett ordentlich dehnt und reckt. Da knackt's auch zuweilen.

Sehr weit von Apolda wohnte einmal eine alte Frau; die hatte auch davon gehört. Da sie nun sehr gern jung gewesen war, entschloß sie sich eines Tages kurz und machte sich auf den

Weg. Es ging zwar langsam; sie mußte oft stehen bleiben und husten, aber mit der Zeit kam sie doch vorwärts, und endlich langte sie richtig vor der Mühle an.

„Ich möchte wieder jung werden und mich ummahlen[1] lassen," sagte sie zu einem der Knechte, der, die Hände in den Hosentaschen, vor der Mühle auf der Bank saß, und aus seiner Pfeife Ringel in die blaue Luft blies. „Du lieber Gott, was das Apolda weit ist!"

„Wie heißt ihr denn?" fragte der Knecht gähnend.

„Die alte Mutter Klapprothen!"

„Setzt euch so lange auf die Bank, Mutter Klapprothen," sagte der Knecht, ging in die Mühle, schlug ein großes Buch auf und kam mit einem langen Zettel wieder heraus.

„Ist wohl die Rechnung, mein Jüngelchen?" fragte die Alte.

„I bewahre!"[2] erwiderte der Knecht. „Das Ummahlen kostet Nichts. Aber ihr müßt zuvor das hier unterschreiben!"

„Unterschreiben?" wiederholte die alte Frau. „Wohl meine arme Seele dem Teufel verschreiben? Nein! das thue ich nicht! Ich bin eine fromme Frau und hoffe, einmal in den Himmel zu kommen."

„Ist nicht so schlimm!" lachte der Knecht. „Auf dem Zettel stehen bloß alle Thorheiten verzeichnet, die ihr in eurem ganzen Leben begangen habt, und zwar ganz genau der Reihe nach, mit Zeit und Stunde. Ehe ihr euch ummahlen laßt, müßt ihr euch verpflichten, wenn ihr nun wieder jung geworden seid, alle die Thorheiten noch einmal zu machen, und zwar ganz genau in derselben Reihenfolge; justement[3] wie's auf dem Zettel steht!"

Darauf besah er den Zettel und sagte schmunzelnd: „Freilich ein bischen viel, Mutter Klapprothen, ein bischen viel!

Da seufzte die Alte und sagte: „Aber Kinder, dann lohnt es ja gar nicht,[1] sich ummahlen zu lassen!"

„Freilich, freilich," entgegnete der Knecht, „für die meisten lohnt sich's nicht! Drum haben wir eben gute Zeit; sieben Feiertage in der Woche und die Mühle steht immer still, zumal seit den letzten Jahren. Früher war schon das Geschäft etwas lebhafter."

„Ist es denn nicht möglich, wenigstens etwas auf dem Zettel auszustreichen?" fragte die Alte noch einmal. „Bloß drei Sachen, mein Jüngelchen, alles Andere will ich, wenn es denn einmal sein muß, noch einmal machen."

„Nein," antwortete der Knecht, „das ist platterdings[2] unmöglich. Entweder — oder!"[3]

„Nehmt nur euren Zettel wieder," sagte darauf die alte Frau nach einigem Besinnen, „ich habe die Lust an eurer dummen, alten Mühle verloren!" und machte sich wieder auf den Heimweg.

Als sie aber zu Hause ankam und die Leute sie verwundert ansahen und sagten: „Aber Mutter Klapprothen, ihr kommt ja gerade so alt wieder, als ihr fortgegangen seid! Es ist wohl nichts mit der Mühle? —" hustete sie und antwortete: „O ja, es ist wohl etwas daran; aber ich hatte zu große Angst, und dann — was hat man denn[4] an dem bischen Leben? Du lieber Gott!"

Heino im Sumpf.

„Unſer Sohn iſt ein großer Jäger," ſagte der alte König. „Er reitet alle Tage mit der Armbruſt[1] in den Wald. Aber er bringt nie ein Wild zurück, ſo viel er auch erlegt; denn er ſchenkt Alles, was er ſchießt, den armen Leuten. Es iſt ein ſehr guter Menſch!"

So ſagte der alte König zur Königin. Doch die Rehe im Wald dachten etwas ganz anderes. Sie hatten gar keine Furcht vor Heino; denn ſie kannten ihn ſchon lange und wußten, daß er ihnen nichts zu Leide that.[2] Er ritt ja immer nur durch den Wald hindurch bis an das Waldende; und am Waldende ſtand ein kleines Häuschen, faſt ganz zugedeckt von Bäumen und Geſträuch, und Fenſter und Hausthür faſt ganz zugewachſen von Epheu und Geißblatt. Vor der Thür aber ſtand Blauäuglein, und wenn ſie den Königsſohn kommen ſah, leuchteten ihre großen blauen Augen vor Freude wie zwei Sterne und beſchienen ihr ganzes Geſicht. —

Doch Heino brachte immer und immer kein Wild zu Hauſe und wollte ſtets allein reiten; und wenn ſein Vater mit ihm ritt, traf er nichts. Da merkte der alte König wohl, daß es etwas Beſonderes mit dem Jagen ſein müſſe. Er ließ einen

Diener heimlich Heino nachschleichen und der erzählte ihm Alles. Da fuhr es ihm in die Krone[1] und er ward sehr zornig; denn Heino war sein einziger Sohn und er gedachte, ihn an die Tochter eines mächtigen Königs zu vermählen. Er rief daher zwei Jägerknechte, zeigte ihnen einen Klumpen Goldes, so groß wie ein Kopf, und versprach ihnen denselben zu schenken, wenn sie Blauäuglein umbringen würden.

Aber Blauäuglein hatte eine schneeweiße Taube, die saß jeden Tag auf dem höchsten Baume im Walde und sah nach dem Schloß. Wenn Heino zu Pferde stieg, um zu Blauäuglein zu reiten, flog sie schnell voran, schlug mit den Flügeln gegen das Fenster und rief:

Es rascheln[2] die Zweiglein,
Es kommt was geschritten,
Herzliebstes Blauäuglein,
Es kommt was geritten!

Dann stellte sich Blauäuglein vor die Hausthür und wartete, bis Heino kam.

Als nun die weiße Taube die beiden Jägerknechte gegen Abend nach dem Walde schleichen sah, ahnte ihr nichts Gutes. Sie flog eilends zum Schloß an Heino's Fenster, schlug gegen die Scheiben, bis er kam und ihr aufmachte und sagte ihm Alles, was sie gesehen hatte. Da stürzte er athemlos in den Wald, und als er bei dem kleinen Häuschen anlangte, hatten schon die Jägerknechte Blauäuglein gebunden und rathschlagten, wie sie es tödten sollten. Da schlug er ihnen beiden die

Häupter ab, trug sie nach Haus und setzte sie seinem Vater vor die Kammer auf die Schwelle.

Der alte König aber konnte die ganze Nacht nicht schlafen, sondern hörte fortwährend ein leises Wimmern und Stöhnen vor seiner Thür. Als der Morgen graute, stand er auf und sah nach, was es wäre. Da standen die beiden Köpfe der Jägerknechte auf der Schwelle, und zwischen beiden lag ein Brief von Heino, in dem stand geschrieben, daß er nichts mehr weder von Vater, noch von Mutter wissen wolle, und daß er sich jedwede[1] Nacht vor Blauäugleins Haus auf die Schwelle legen würde mit dem nackten Schwert auf dem Schooß. Wer da käme, ihr ein Leid zu thun, dem schlüge er das Haupt ab, wie er es den beiden Jägerknechten gethan, und wenn's der König selbst wäre.

Als der alte König dies gelesen, ward er sehr betreten. Er ging zur Königin und erzählte ihr Alles. Diese aber schalt ihn aus, daß er Blauäuglein habe wollen umbringen lassen, und sagte: „Du hast Alles verdorben. Wer wird nur immer gleich[2] Alles todt machen wollen! Ihr Männer seid doch gar zu schlimm, einer wie der andere! Stets heißt es: biegen oder brechen. Und Heino ist gerade so wie du. Nun soll ich's wieder gut machen!"

„Schon gut, schon gut," erwiderte der König, der wohl fühlte, daß die Königin Recht hatte, „sei nur ruhig und höre auf zu schelten; davon wird's auch nicht besser."

Und die Königin warf sich die Nacht über unaufhörlich im Bette hin und her und überlegte sich, was sie thun wolle.

Sobald es hell ward, ging sie auf den Anger und grub ein Kraut heraus, das war giftig und hatte schwarze Beeren. Darauf ging sie in den Wald und pflanzte es gerade an den Weg.

Als sie zurückkam, fragte sie der König, was sie gemacht habe? Da antwortete sie: „Ich habe ihm ein Kraut in den Weg gepflanzt, darauf wächst eine rothe Blume; wer sie bricht, muß sein Liebstes vergessen."

Am nächsten Morgen, als Heino durch den Wald ging, stand das Kraut am Wege und hatte eine schöne rothe Blume getrieben, die funkelte in der Sonne und duftete so stark, daß ihm fast die Sinne vergingen. Aber obschon es über Nacht sehr stark gethaut hatte, so waren doch das Kraut sowohl, als die Blume ganz trocken. Da sagte er:

Was ist das für ein Kraut,
Ein Kraut, worauf's nicht thaut?

Da antwortete die Blume:

Ein Kraut, das Niemand find't,
Als nur ein Königskind!

Darauf fragte er wieder:

Und wenn ich dich nun bräch',
Du Blum' an meinem Weg?

und die Blume erwiderte:

So blüht' ich noch viel schöner,
Du stolzer Königssohn!

Da konnte er sich nicht halten und pflückte die Blume; und

als er das gethan, hatte er sein Liebstes vergessen und ging zu seinen Eltern in's Schloß.

Als ihn seine Mutter kommen sah, hatte er die rothe Blume am Wamms stecken. Da wußte sie, daß Alles gelungen sei, und rief den König. Der ging seinem Sohne entgegen, brachte ihm einen goldenen Helm und eine goldene Rüstung und sprach: „Ich bin alt und schwach; geh in die Welt und sieh zu, wie's draußen aussieht. Wenn du nach zwei Jahren zurückkehrst, will ich dir das Königreich geben." Darauf wählte sich Heino dreißig Knappen aus, zog mit ihnen von einem Königreich in das andere und besah sich die Herrlichkeit der Welt.

Als aber Heino nicht wiederkam, merkte Blauäuglein wohl, daß er sie verlassen habe. Jeden Morgen schickte sie die weiße Taube aus, die mußte so lange in der Welt herumfliegen, bis sie Heino gefunden. Und jeden Abend kam die weiße Taube wieder und sagte Blauäuglein, wo Heino wäre und wie es ihm ging:

Was macht mein lieber Held,
Mein junges Königsblut?[1]

und die Taube antwortete:

Er fährt in alle Welt,
Und hat gar stolzen Muth!

Hat er noch mein vergessen,
Und denkt er nimmer mein?

Er hat dein noch vergessen,
Beim Trinken und beim Essen,
Bei Regen und Sonnenschein! —

Zwei Jahre waren schon vergangen, da kam die weiße Taube eines Abends auch wieder zurück und hatte einen Blutfleck am Flügel.

Da fragte Blauäuglein:

Was macht mein lieber Held,
Mein junges Königsblut?

Da sah sie den Blutfleck am Flügel und wurde sehr traurig. „Ist er todt?“ fragte sie.

Wollte Gott, wollte Gott,
Daß er wär' todt!

gurrte[1] die Taube.

Im Irrwischsumpf,[2] da ist er ertrunken,
Im Irrwischsumpf, da ist er versunken.
Wo das Schilfgras[3] wächst,
Da liegt er verhext.[4]

Da hieß[5] Blauäuglein die weiße Taube sich auf ihre Schulter setzen, damit sie ihr den Weg wiese, und machte sich auf, Heino zu suchen.

Nachdem sie drei Tage gewandert war, kam sie an den Irrwischsumpf, wo Heino verzaubert lag. Sie setzte sich still an den Weg und wartete, bis es Abend wurde. Als es dunkel ward, bezog sich der Himmel und die Wolken jagten. Prasselnd schlug der Regen in das Erlengebüsch; und nicht lange, so sah sie fern im Sumpf die ersten blauen Flämmchen aufsteigen. Da schürzte sie ihre Röcke, stieg beherzt hinab in das Schilfgras und wanderte vorwärts, unverrückt[6] nach den Irrlichtern

schauend. Es war ein beschwerlicher Weg; denn sie sank bald bis über die Knöchel ein, der Wind peitschte ihr das Haar um die Schultern, daß sie stehen bleiben mußte, um es in einen großen Knoten im Nacken zusammen zu schürzen, und der Regen lief ihr über die Wangen. Aber der Sumpf wurde immer tiefer, und die blauen Flämmchen, welche in immer größerer Zahl an allen Orten hervorstiegen, schienen sie äffen[1] zu wollen. Denn wenn es eine Zeit lang den Anschein gehabt, als wenn sie still ständen oder gar ihr entgegenkämen, so daß sie schon hoffte, sie bald zu erreichen, so schwebten sie doch bald wieder bis zur Mitte des Sumpfes zurück, oder verlöschten plötzlich, um an einer entfernteren Stelle wieder aufzusteigen. Sie sank jetzt schon bis fast an die Kniee ein und konnte nicht mehr wie zwei oder drei Schritte hintereinander thun, ohne sich auszuruhen. Da hörte das Unwetter[2] auf, die schmale Mondsichel[3] trat zwischen den Wolken heraus, und vor ihr inmitten einer großen dunklen Lache[4] erhob sich das verzauberte Schloß der Irrwischkönigin.

Weiße Stufen führten aus dem todtstillen Wasser in eine große, offen stehende Halle, welche von vielen Säulen von blauem und grünem Krystall mit goldenen Knäufen[5] getragen wurde, und in buntem Gewirr tanzten in dieser Halle eine unzählbare Menge von Irrlichtern um ein besonders hell flackerndes, hoch aus ihrer Mitte hervorschwebendes Flämmchen herum. Da lösten sich plötzlich aus dem Gewühl eine Anzahl Irrlichter ab und bildeten zwei Kreise, die wirbelnd aus der Halle hervorstürzten. Und während der eine von ihnen

dicht vor den Stufen des Schloſſes ſtehen blieb, näherte ſich der andere raſch, und bald erkannte Blauäuglein zwölf blaſſe, aber wunderſchöne Jungfrauen, welche auf der Stirn goldene Diademe trugen, an denen ſich vorn kleine goldene Schalen erhoben, worin die blauen Flämmchen brannten. In wildem Tanze ſchwebten ſie an Blauäuglein heran und umringten ſie; und während aus dem Schloſſe eine zauberiſche Muſik erklang, ſangen ſie:

In den Rei'n, [1]
In den Rei'n,
Holde Schweſter, Blauäuglein, herein!

In dem Schloß,
In dem Schloß,
Da winkt dir ein ſüßer Genoß!

Sieh, wie's blinkt!
Wie er winkt,
Wie er grüßt, wie er grüßend dir winkt!
Vergiß, was du liebteſt auf Erden,
Der Unſeren Eine zu werden!

Aber Blauäuglein ſah die Geiſter mit ihren großen klaren Augen ruhig und unverwandt an und ſagte: „Ihr habt keine Macht über mich! Ob ich wieder lebendig aus dem Sumpfe komme, weiß Gott im Himmel allein; wenn ich aber auch ſterben muß, ſo werdet ihr mich doch nicht in eure Gewalt bekommen!“

Da flohen die Jungfrauen nach allen Richtungen tief in den Sumpf zurück. Statt ihrer aber ſchwebte der zweite Kreis Irr-

lichter heran, der bis dahin vor den Stufen des Schlosses hin und her getanzt hatte. Das waren zwölf wunderschöne, aber todtenblasse Knaben, ebenfalls mit blauen Flämmchen über den Stirnen. Sie bildeten einen Kreis um Blauäuglein und tanzten langsam um sie her, indem sie abwechselnd ihre weißen Arme hoch über ihre Häupter erhoben und rückwärts nach dem Schlosse zeigten. Und besonders einer von ihnen näherte sich immer wieder Blauäuglein, als wenn er sie umfassen wollte; und wie sie ihn genauer ansah, so war es Heino.

Da zuckte es ihr durch's Herz, als wenn sie ein eiskaltes Schwert durchführe, und sie schrie laut: „Heino, Gott steh dir bei in deiner großen Noth!"

Kaum hatte sie dies ausgerufen, so fuhr ein heftiger Windstoß über den Sumpf und die Lichter der Irrwische verloschen. Die stille Fläche der Lache kräuselte sich und schwarze Wellen schlugen an den weißen Stufen des Schlosses empor. Dann sank das Schloß lautlos in die Tiefe und an seiner Stelle standen vier Pfähle von faulem Holz, die Ueberreste einer alten, heidnischen Fischerhütte. Vor Blauäuglein aber, im tiefen Sumpf bis an den Gürtel eingesunken, stand Heino, leibhaftig, wie er gewesen war, aber blaß und traurig. Die Haare hingen ihm wirr auf die Stirn, und Helm und Harnisch waren verrostet.

„Bist du es, Blauäuglein?" fragte er wehmüthig.

„Ja, Heino, ich bin's."

„Laß mich," erwiderte er, „ich bin ein verlorener Mann!"

Doch sie gab ihm die Hand und sprach ihm Muth ein; und

er versuchte einige Schritte vorwärts zu kommen. Dann blieb er stehen und sagte:

Blauäuglein, ich versinke;
Blauäuglein, ich ertrinke!

Doch sie hielt ihn nur fester und entgegnete:

Nein, Heino, du versinkst nicht;
Nein, Heino, du ertrinkst nicht!
Halt dich an mir nur fest,
So wirst du doch erlöst!

So half sie ihm Schritt vor Schritt vorwärts, und immer wieder blieb er stehen und sprach:

Blauäuglein, ich versinke;
Blauäuglein, ich ertrinke!

Und immer wieder tröstete sie ihn und sagte:

Nein, Heino, du versinkst nicht;
Nein, Heino, du ertrinkst nicht!
Halt dich an mir nur fest,
So wirst du doch erlöst!

Mit unsäglicher Mühe waren sie endlich so weit gekommen, daß sie von fern schon das Ende des Sumpfes und die Straße sahen. Da blieb Heino ganz stehen und rief: „Ich kann nicht weiter, Blauäuglein! Geh du allein zurück und grüß mein Mütterchen. Du kommst wohl heraus, denn du sinkst ja nicht tief ein; mir aber geht's fast bis an's Herz." Dabei wandte er sich um und blickte nach der Stätte zurück, wo das Schloß versunken war.

„Sieh dich nicht um!“ rief Blauäuglein ängstlich. Aber sie hatte kaum Zeit gehabt, dies auszurufen, als auch schon von der Mitte des Sumpfes her ein einzelnes blaues Flämmchen auf beide zugeschwebt kam. Es näherte sich rasch, und die Königin der Irrwische stand vor ihnen. Sie hatte einen Kranz von weißen Wasserrosen[1] auf dem Haupte, und ihr Diadem war eine goldene Schlange, welche sich leise durch ihr Haar und um ihre Stirn bewegte. Mit ihren glühenden Augen schaute sie Heino an, als wollte sie ihm bis in's Herz sehen. Dann legte sie ihm die Hand auf die Schulter und bat flehend: „Komm zurück, Heino!“ Und er stand und sah sie an und schwankte unstät.[2]

Da riß Blauäuglein ihm das Schwert von der Seite und schwang es gegen die Irrwischkönigin. Doch die Irrwischkönigin lächelte und sprach: „Thörichtes Kind, was willst du mir thun? Ich bin nicht von Fleisch und Blut.“ Und sie faßte Heino und zog ihn mit Gewalt an sich, daß ihre schwarzen Locken über sein Gesicht fielen. Da rief Blauäuglein in ihrer Herzensangst: „Und bist du nicht von Fleisch und Blut, du entsetzliches Weib, so ist es doch dieser hier, den ich aus deinen Händen erretten will!“ Und sie zückte das Schwert noch einmal mit aller Kraft, und wie die Irrwischkönigin noch einen Versuch machte, Heino, dessen rechte Hand sie erfaßt hatte, mit sich fort zu reißen, rief sie: „Heino, es thut nicht weh!“ und schlug ihm mit einem Schlage den Arm dicht am Handgelenke ab.

Da verlosch auch die Flamme auf dem Haupte der Königin und sie selbst zerrann wie ein Nebelbild; die weiße Taube aber,

die bisher auf der Schulter von Blauäuglein gesessen, flog auf die Schulter Heino's.

„Nun bist du erlöst, Heino!" rief Blauäuglein, als sie dies sah. „Komm, es ist nicht mehr weit zur Straße; nimm deine letzten Kräfte zusammen. Sieh, du sinkst gar nicht mehr tief ein."

Und sie gingen weiter, aber immer noch blieb Heino oft stehen und sprach:

Blauäuglein, mein Arm brennt sehr!

Doch sie erwiderte:

Heino, mich schmerzt's noch mehr!

Aber das letzte Stück mußte sie ihn fast tragen, und als er den letzten Schritt aus dem Sumpfe gethan, sank er todtmüde auf die Straße nieder und schlief ein. Da nahm sie ihren Schleier und verband ihm den Arm, so daß er aufhörte zu bluten. — Als sie sah, daß er still und ruhig schlief, zog sie sich den Ring, den er ihr geschenkt, vom Finger, steckte ihm denselben an die Hand und machte sich auf den Heimweg.

Sobald sie angekommen war, ging sie zum alten König und sagte zu ihm, indem sie ihn freudig mit ihren großen blauen Augen anblickte: „Ich habe eueren Sohn erlöst; er wird bald zu euch zurückkehren. Behüt' euch Gott, mich seht ihr nimmer wieder."

Da zog sie der alte König an sein Herz und sprach: „Blauäuglein, meine Tochter, du kannst eine Krone tragen so stolz wie ein Königskind! Wenn du ihm verzeihen willst und einen

Einarmigen zum Mann nehmen, so sollst du seine Königin sein dein Lebelang."

Als er dies gesagt, öffnete er die Thüre und herein trat Heino und drückte Blauäuglein an sein Herz. Da war große Freude im ganzen Land, und alle Leute wollten das schöne fromme Mädchen sehen, welches den Königssohn errettet[1] hatte.

Als sie jedoch vor dem Altare standen, und die Ringe wechseln sollten, vergaß Heino, daß ihm die rechte Hand fehlte, und er streckte dem Priester dem Stumpf hin. Da geschah ein Wunder; denn als der Priester den Stumpf berührte, wuchs aus ihm eine neue Hand hervor, wie eine weiße Blume aus einem braunen Ast. Aber um das Handgelenk lief ein feiner rother Streif, schmal wie ein Faden, herum. Den behielt er sein ganzes Leben.

Die Traumbuche.[1]

Hundert Jahr oder mehr ist's wohl schon her, daß der Blitz in sie einschlug und sie von oben bis unten auseinander spellte,[2] und eben so lange schon geht der Pflug über die Stätte; — früher aber stand einige hundert Schritte vor dem ersten Hause des Dorfes auf einem grünen Rasenhügel eine alte mächtige Buche; so ein Baum, wie jetzt gar keine mehr wachsen, weil Thiere und Menschen, Pflanzen und Bäume immer kleiner und erbärmlicher werden. Die Bauern sagten, sie stamme noch aus der Heidenzeit, und ein heiliger Apostel sei unter ihr von den falschen Heiden erschlagen worden. Da hätten die Wurzeln des Baumes das Apostelblut getrunken, und wie es ihm in den Stamm und die Aeste gefahren, sei er davon so groß und kräftig geworden. Wer weiß, ob's wahr ist? Eine eigene Bewandtniß aber hatte es mit dem Baum; das wußte Jeder, Klein und Groß, im Dorf. Wer unter ihm einschlief und träumte, deß[3] Traum ging unabweislich in Erfüllung. Deßhalb hieß er schon seit undenklichen Zeiten die Traumbuche, und Niemand nannte ihn anders. Eine besondere Bedingung war jedoch dabei: wer sich zum Schlaf legte unter die Traumbuche, durfte nicht daran denken, was er wohl träumen würde. That

er es doch, so träumte er nichts wie Krims-Krams[1] und verworrenes Zeug, aus dem kein vernünftiger Mensch klug werden konnte. Das war nun allerdings eine sehr schwere Bedingung, weil die meisten Menschen viel zu neugierig sind, und so mißlang es denn auch den allermeisten, die es versuchten; und zu der Zeit, wo die folgende Geschichte sich zutrug, war im Dorf wohl kein Einziger, weder Mann noch Weib, dem's auch nur ein einziges Mal gelungen wäre. Aber seine Richtigkeit hatte es[2] mit der Traumbuche, das war sicher.

Eines heißen Sommertages also, da kein Lüftchen sich regte, kam auch einmal ein armer Handwerksbursche die Straße daher gewandert, dem war es in der Fremde viele Jahre hindurch weh und übel gegangen. Als er vor dem Dorfe anlangte, drehte er zum Ueberfluß noch einmal alle seine Taschen um, doch sie waren sämmtlich leer. „Was fängst du an?" dachte er bei sich. „Todmüde[3] bist du; umsonst nimmt dich kein Wirth auf, und das Fechten ist ein beschwerliches Handwerk." Da erblickte er die herrliche Buche mit dem grünen Rasenhügel davor; und da sie nur wenige Schritte abseits vom Wege stand, legte er sich unter sie in's Gras, um etwas auszuruhen. Doch der Baum hatte ein seltsames Rauschen, und wie er seine Zweige leise bewegte, ließ er bald hier, bald da einen feinen glitzernden Sonnenstrahl durchfallen und bald hier, bald da ein Stückchen blauen Himmel durchscheinen: da fielen ihm die Augen zu, und er schlief ein.

Als er eingeschlafen war, warf die Buche einen Zweig mit drei Blättern herab, der fiel ihm gerade auf die Brust. Da

träumte er, er säße in einer gar heimlichen Stube am Tisch, und der Tisch wäre sein, und die Stube auch, und ebenso das Haus. Und vor dem Tisch stände eine junge Frau, stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch und sähe ihn gar freundlich[1] an, und das wäre seine Frau. Und auf seinen Knieen säße ein Kind, dem fütterte er seinen Brei, und weil er zu heiß wäre, bliese er immer auf den Löffel. Und da sagte die Frau: „Was du doch für eine gute Kindermuhme[2] bist, Schatz!" und lachte darüber. In der Stube aber spränge noch ein anderes Kind herum, ein dicker, pausbäckiger[3] Junge, und hätte an eine große Moorrübe einen Bindfaden gebunden und zöge sie hinter sich her, und riefe immer hü und hott,[4] als wär's der beste Fuchs.[5] Und alle beide Kinder wären ebenfalls sein. So träumte er; und der Traum mußte ihm wohl sehr gefallen, denn er lachte im Schlaf über's ganze Gesicht.

Als er aufwachte, war es schon fast Abend geworden, und vor ihm stand der Schäfer mit seinen Schafen und strickte. Da sprang er erquickt auf, dehnte und reckte sich und sagte: „Lieber Himmel, wem's so wüchse! Es ist aber doch hübsch, daß man nun wenigstens weiß, wie's ist." Da trat der Schäfer an ihn heran und fragte ihn, woher er käme und wohin er wollte, und ob er schon etwas von dem Baume gehört habe. Nachdem er sich überzeugt, daß er so unschuldig war, wie ein neugeborenes Kind, rief er aus: „Ihr seid ein Glückspilz![6] Denn daß ihr etwas Gutes geträumt habt, war ja auf euerem Gesichte zu lesen; habe ich euch doch schon lange betrachtet, wie ihr so dalagt!" Darauf erzählte er ihm, was es für eine Bewandtniß

mit dem Baume habe: „Was ihr geträumt habt, geht in Erfüllung; das ist so sicher, als wie, daß das hier ein Schaf, und das dort ein Bock ist. Fragt nur die Leute im Dorf, ob ich nicht recht habe! Nun sagt aber auch einmal, was ihr geträumt habt!“

„Alterchen,“ erwiderte der Handwerksbursche schmunzelnd,[1] „so fragt man die Bauern aus. Meinen schönen Traum behalte ich für mich; das könnt ihr mir nun schon gar nicht verdenken. Aber daraus werden thut doch nichts!“ Und das sagte er nicht bloß so, sondern es war sein Ernst; denn als er nun auf das Dorf zuging, sprach er vor sich hin: „Papperlapapp, Schäferschnack![2] Möchte wohl wissen, wo der Baum die Wissenschaft her haben sollte.“

Als er in das Dorf kam, ragte am dritten Haus vom Giebel eine lange Stange heraus, an der hing eine goldene Krone, und unten vor der Hausthüre stand der Kronenwirth.[3] Der war gerade sehr guter Laune, denn er hatte schon zu Nacht gegessen und war rund herum satt,[4] und das war seine beste Stunde. Da zog er höflich den Hut und fragte, ob er ihn nicht um einen Gotteslohn zur Nacht behalten wolle. Der Kronenwirth besah sich den schmucken Burschen in seinen staubigen, abgerissenen Kleidern von oben bis unten. Dann nickte er freundlich und sagte: „Setz' dich nur gleich hier in die Laube neben die Thür; es wird wohl noch ein Stück Brot und ein Krug Wein übrig geblieben sein. Unterdessen können sie dir eine Streu[5] machen.“ Darauf ging er hinein und schickte seine Tochter, die brachte Brot und Wein, setzte sich zu ihm und ließ

sich erzählen, wie es in der Fremde aussähe. Dann erzählte sie ihm auch wieder alles, was sie wußte, aus dem Dorf: wie der Weizen stände, und daß des Nachbars Frau Zwillinge bekommen hätte, und wann das nächste Mal in der Krone zu Tanz gespielt würde.

Auf einmal aber stand sie auf, bog sich zu dem Handwerksburschen über den Tisch hinüber und sagte: „Was hast du denn da für drei Blätter am Latz?“ Da sah der Handwerksbursche hin und fand den Zweig mit den drei Blättern, der während des Schlafs auf ihn herabgefallen war. Er stak ihm gerade im Latz. „Die müssen von der großen Buche dicht vor'm Dorfe sein,“ erwiderte er, „unter der ich einen kleinen Nick[1] gemacht habe.“

Da horchte das Mädchen neugierig auf und wartete, was er wohl weiter sagen würde. Als er schwieg, begann sie ihn gar vorsichtig auszukundschaften,[2] bis sie sicher war, daß er wirklich unter der Traumbuche geschlafen; und dann ging sie so lange wie die Katze um den heißen Brei, bis sie sich überzeugt zu haben glaubte, daß er nichts von der sonderbaren Kraft und Eigenschaft der Traumbuche wisse; denn er war ein Schalk und that so, als wüßte er gar nichts. Als sie auch damit fertig war, holte sie noch einen Krug Wein, sprach ihm freundlich zu, daß er doch trinken möge, und erzählte ihm alles Mögliche, was sie geträumt hätte, und wie es doch gar schade wäre, daß nie etwas in Erfüllung ginge.

Indem kam der Schäfer vom Felde zurück und trieb die Schafe durch die Dorfstraße. Als er an der Krone vorbeikam

und das Mädchen mit dem Handwerksburschen in eifrigem Gespräch in der Laube sitzen sah, blieb er einen Augenblick stehen und sagte: „Ja, ja, euch wird er schon den hübschen Traum erzählen; mir will er nichts sagen!“ Darauf trieb er seine Schafe weiter.

Da ward das Mädchen noch neugieriger, und wie er immer noch nichts von seinem Traume sagte, konnte sie es nicht mehr verwinden und fragte ihn ganz offen, was er denn, während er unter der Buche geschlafen, geträumt habe.

Da machte der Handwerksbursche, der ein arger Schalk und durch den schönen Traum übermüthig fröhlich gestimmt war, ein schlaues Gesicht, zwinkerte mit den Augen und sagte: „Einen herrlichen Traum habe ich gehabt, das muß wahr sein; aber ich getraue mich nicht zu sagen, wie er war.“ Aber sie drang immer weiter in ihn und quälte, er möchte es doch sagen. Da rückte er ganz nahe an sie heran und sagte ernsthaft: „Denkt nur, mir hat geträumt, ich würde noch einmal des Kronenwirths Töchterlein heirathen und später selbst Kronenwirth werden!“

Da wurde das Mädchen erst kreideweiß[1] und dann purpurroth[2] und ging in's Haus. Nach einer Weile kam sie wieder und fragte, ob er das wirklich geträumt habe und es sein Ernst sei.

„Gewiß, gewiß,“ sagte er, „gerade wie ihr sah die aus, die mir im Traum erschienen ist!“ Da ging das Mädchen abermals in's Haus und kam nicht wieder. Sie ging in ihre Kammer, und die Gedanken liefen ihr über's Herz wie Wasser über's Wehr[3]: immer neue und immer andere und immer wieder

dieſelben, ſo, daß es gar kein Ende hatte. „Er weiß nichts von dem Baume,“ ſagte ſie. „Er hat's geträumt. Ich mag wollen oder nicht, es wird ſchon ſo kommen. Es iſt nichts daran zu ändern.“ Darauf legte ſie ſich zu Bett, und die ganze Nacht träumte ſie von dem Handwerksburſchen. Als ſie am anderen Morgen aufwachte, kannte ſie ſein Geſicht ganz auswendig, ſo oft hatte ſie es über Nacht im Traum geſehen — und ein ſchmucker Burſche war's, das iſt wahr.

Der Handwerksburſche aber hatte auf ſeiner Streu wundervoll geſchlafen; Traumbuche, Traum, und was er am Abend zu der Wirthstochter geſagt, längſt vergeſſen. Er ſtand in der Wirthsſtube an der Thür und wollte eben dem Kronenwirth die Hand reichen zum Abſchied. Da trat ſie herein, und wie ſie ihn reifefertig daſtehen ſah, überfiel ſie eine ſonderbare Angſt, als dürfe ſie ihn nicht fortlaſſen. „Vater,“ ſagte ſie, „der Wein iſt immer noch nicht gezapft und der junge Burſch hat nichts zu thun; könnte er einen Tag hierbleiben, ſo möchte er ſich ſeine Zeche verdienen und ein Stückchen Reiſegeld obendrein.“ Und der Kronenwirth hatte nichts dagegen, denn er hatte ſchon ſeinen Morgentrunk gemacht und gefrühſtückt und war ſatt, ſo daß es ſeine beſte Stunde war.

Doch das Zapfen ging ſehr langſam, und das Mädchen hatte immer dies oder jenes, weßhalb der Handwerksburſche einmal aus dem Keller herauf geholt werden mußte. Als das Faß endlich leer und die Flaſchen gefüllt waren, meinte ſie, es wäre doch ganz gut, wenn er erſt noch etwas im Felde hülfe; und als er auch damit fertig war, fand ſich noch mancherlei im Garten

zu thun, woran vorher Niemand gedacht hatte. So verging Woche um Woche, und jedwede Nacht träumte sie von ihm. Am Abend aber saß sie mit ihm in der Laube vor dem Haus, und wenn er erzählte, wie es ihm weh und übel unter den fremden Leuten ergangen sei, kam ihr immer eine Schnake in's Auge[1] oder ein Haar, so daß sie sich die Augen mit der Schürze reiben mußte.

Und nach einem Jahre war der Handwerksbursche immer noch im Hause; und alles war gescheuert, weißer Sand in allen Zimmern gestreut und darauf kleine grüne Tannenzweige, und das ganze Dorf hielt Feiertag. Denn der junge Handwerksbursch hielt Hochzeit mit dem Kronenwirthskind, und alle Leute freuten sich; und wer sich nicht freute, weil er ein Neidhammel[2] war, der that wenigstens so.

Bald darauf hatte der Kronenwirth auch wieder einmal seine beste Stunde, weil er nämlich rund herum satt war, und saß, die Tabaksdose auf dem Schooß, im Lehnstuhl und schlief. Als er gar nicht wieder aufwachte, wollten sie ihn wecken; da war er tot — mausetot.[3] Da war nun der junge Handwerksbursche wirklich Kronenwirth, wie er es im Scherze gesagt, und sonst traf alles ein, wie er es unter der Buche geträumt. Denn sehr bald hatte er auch zwei Kinder, und wahrscheinlich nahm er auch einmal das eine von ihnen auf den Schooß und fütterte es und blies dabei auf den Löffel, und sicher fuhr gleichzeitig der andere Knabe mit der Moorrübe im Zimmer umher, obwohl der, von dem ich diese Geschichte weiß, mir es nicht gesagt hat, und ich es selbst vergessen habe, ihn expreß[4] danach zu fragen.

Aber es wird schon so gewesen sein, weil das, was man unter der Traumbuche träumte, stets auf's Haar[1] eintraf.

Eines Tages nun, es mochten wohl an die vier Jahr seit der Hochzeit verflossen sein, saß der junge Kronenwirth — denn das war er ja jetzt — auch einmal in der Wirthsstube. Da kam seine Frau herein, stellte sich vor ihn und sagte: „Denke dir, gestern unter Mittag ist einer von unsern Mähern unter der Traumbuche eingeschlafen und hat nicht daran gedacht. Weißt du, was er geträumt hat? Er hat geträumt, er wäre steinreich. Und wer ist's? Der alte Kaspar, der so dumm ist, daß er Einen dauert, und den wir nur noch aus Mitleid behalten. Was der wohl mit dem vielen Gelde anfangen wird?"

Da lachte der Mann und sagte: „Wie kannst du nur an das dumme Zeug glauben, und bist sonst eine so kluge Frau? Ueberlege dir doch selbst, ob ein Baum, und wenn er noch so schön und alt ist, die Zukunft wissen kann."

Da sah die Frau ihren Mann mit großen Augen an, schüttelte den Kopf und sprach ernsthaft: „Mann, versündige[2] dich nicht! Ueber solche Dinge soll man nicht scherzen."

„Ich scherze nicht, Frau!" erwiderte der Mann.

Darauf schwieg die Frau wieder eine Weile, als wenn sie ihn nicht recht verstünde, und sagte dann: „Wozu das nur alles ist! Ich dächte du hättest alle Ursache, dem alten, heiligen Baume dankbar zu sein. Ist nicht alles so eingetroffen, wie du es geträumt?"

Als sie dies gesagt, machte der Mann das freundlichste Gesicht der Welt und entgegnete: „Gott weiß es, daß ich dankbar

bin; Gott und dir. Ja, ein schöner Traum war's! Ist mir's doch, als wenn es erst gestern gewesen wäre, so genau erinnere ich mich noch daran. Und doch ist alles noch tausendmal schöner geworden, als ich es geträumt; und du bist auch noch tausendmal lieber und hübscher als die junge Frau, die mir damals im Traume erschienen war."

Und die Frau sah ihn wieder mit großen Augen an; darauf fuhr er fort: „Was nun aber den Baum anbelangt und den Traum, Herzensschatz, so denke ich: wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen[1]; und: wie man in den Wald schreit, so schallt es wieder heraus.[2] War es mir die vielen Jahre weh und übel unter den fremden Leuten gegangen, so war's wohl kein Wunder, wenn ich auch einmal von was Lieben träumte."

„Daß du aber gerade geträumt hast, du würdest mich heirathen!"

„Das hab' ich nie geträumt! Blos eine junge Frau sah ich mit zwei Kindern, und sie war lange nicht so hübsch wie du, und die Kinder auch nicht."

„Pfui!" erwiderte die Frau. „Willst du mich verleugnen oder den Baum? Hast du mir nicht am ersten Tage wo wir uns sahen — es war schon Abend und draußen in der Laube — hast du mir da nicht gleich gesagt, du hättest geträumt, du würdest mich heirathen und Kronenwirth werden?"

Da fiel dem Mann zum ersten Male wieder der Scherz ein, den er sich damals mit seiner jetzigen Frau erlaubt hatte, und er sagte: „Es kann nichts helfen, liebe Frau! Ich habe wirklich damals nicht von dir geträumt; und wenn ich es gesagt, so

war es nur ein Scherz. Du warst so neugierig; da wollte ich dich necken!"

Da brach die Frau in ein heftiges Weinen aus und ging hinaus. Nach einer Weile ging er ihr nach. Sie stand im Hof am Brunnen und weinte immer noch. Er versuchte sie zu trösten, doch vergeblich.

„Du hast mir meine Liebe gestohlen und mich um mein Herz betrogen!" sagte sie. „Ich werde nie wieder froh werden!"

Da fragte er sie, ob sie ihn denn nicht lieb hätte, so lieb wie keinen andern Menschen auf der Welt, und ob sie nicht zufrieden und glücklich mit einander gelebt hätten, wie Niemand weiter im Dorf. Sie mußte alles zugeben, aber sie blieb traurig wie zuvor, trotz allem Zureden.

Da dachte er: „Laß sie sich ausweinen! Ueber Nacht kommen andere Gedanken; morgen ist sie die Alte."[1] Doch er täuschte sich; denn am andern Morgen weinte die Frau zwar nicht mehr, aber sie war ernst und traurig und ging ihrem Manne aus dem Wege. Jeder Versuch sie zu trösten scheiterte, wie am Abend zuvor. Den größten Theil des Tages saß sie in einer Ecke und grübelte, und wenn ihr Mann hereintrat, schrak sie zusammen.

Als dies mehrere Tage gedauert, ohne daß eine Aenderung eintrat, befiel auch ihn eine große Traurigkeit; denn er fürchtete, er hätte die Liebe seiner Frau auf immer verloren. Er ging still im Hause umher und sann auf Abhülfe, doch es wollte ihm nichts einfallen. Da ging er eines Mittags zum Dorfe hinaus und schlenderte durch's Feld. Es war ein heißer

Julitag; keine Wolke am Himmel. Die reife Saat wogte wie ein goldner See und die Vögel sangen; doch sein Herz war voller Bekümmerniß. Da sah er von fern die alte Traumbuche stehen: wie eine Königin der Bäume ragte sie hoch in den Himmel hinein. Es kam ihm vor, als wenn sie ihm mit ihren grünen Zweigen zuwinkte und wie eine alte, gute Freundin zu sich riefe. Er ging hin und setzte sich unter sie und dachte an die vergangene Zeit. Fünf Jahre waren ziemlich genau verflossen, seit er als ein armer Teufel zum ersten Male unter ihr geruht und so schön geträumt hatte. Ach so wunderschön! Und der Traum hat fünf Jahre gedauert. — Und nun? Alles vorbei! Alles vorbei? Auf immer? —

Da fing die Buche wieder zu rauschen an, wie vor fünf Jahren, und bewegte ihre mächtigen Zweige. Und wie sie dieselben bewegte, ließ sie wie damals bald hier, bald dort einen feinen glitzernden Sonnenstrahl durchfallen, und bald hier, bald da ein Stückchen blauen Himmel durchscheinen. Da wurde sein Herz stiller, und er schlief ein; denn er hatte vor Sorge die vorhergehenden Nächte nicht geschlafen. Und nicht lange, so träumte er denselben Traum wie vor fünf Jahren, und die Frau am Tisch und die spielenden Kinder hatten die alten, lieben Gesichter von seiner Frau und von seinen Kindern. Und die Frau sah ihn so freundlich an — ach so freundlich!

Da wachte er auf, und als er sah, daß es nur ein Traum war, ward er noch trauriger. Er brach sich einen kleinen grünen Zweig ab von der Buche, ging nach Haus und legte ihn in's Gesangbuch. Als die Frau am nächsten Tage — es war

gerade Sonntag — in die Kirche gehen wollte, fiel der Zweig heraus. Da wurde der Mann, der daneben ſtand, roth, bückte ſich und wollte ihn in die Taſche ſtecken. Doch die Frau ſah es und fragte, was es für ein Blatt ſei.

„Es iſt von der Traumbuche; ſie meint es beſſer mit mir, wie du!“ erwiderte der Mann. „Denn als ich geſtern draußen war und unter ihr ſaß, ſchlief ich ein. Da wollte ſie mich wohl tröſten; denn mir träumte, du wäreſt wieder gut und hätteſt alles vergeſſen. Aber es iſt nicht wahr! Es iſt nichts mit der alten guten Buche. Ein ſchöner herrlicher Baum iſt ſie ſchon, aber von der Zukunft weiß ſie nichts.“

Da ſtarrte ihn die Frau an, und dann ging es wie ein Sonnenſchein über ihr Geſicht: „Mann, haſt du das wirklich geträumt?“

„Ja!“ entgegnete er feſt, und ſie merkte, daß es die Wahrheit war; denn er zuckte mit dem Geſicht, weil er nicht weinen wollte.

„Und ich war wirklich deine Frau?“

Als er auch dies bejahte, fiel ihm die Frau um den Hals und küßte ihn ſo oft, daß er ſich ihrer gar nicht erwehren konnte. „Gelobt ſei Gott,“ ſagte ſie, „nun iſt alles wieder gut! Ich habe dich ja ſo lieb, — ſo lieb, wie du es gar nicht weißt! Und ich habe die Tage ſolche Angſt gehabt, ob ich dich denn auch wirklich lieb haben dürfte, und ob mir nicht Gott eigentlich einen andern Mann beſtimmt hatte. Denn mein Herz geſtohlen haſt du mir doch, du böſer Mann, und ein Bischen Betrug war doch dabei! — Ja, geſtohlen haſt du mir's; aber nun weiß ich

doch, daß es dir nichts geholfen hat, und daß es auch ohnedem so gekommen wäre.“ Darauf schwieg sie eine Weile und fuhr dann fort:

„Nicht wahr, du sprichst nie wieder schlecht von der Traumbuche?“

„Nein, niemals; denn ich glaube an sie; vielleicht etwas anders wie du, aber darum doch nicht weniger fest. Verlaß dich darauf! Und den Zweig wollen wir vorn in's Gesangbuch[1] heften, damit er nicht verloren geht.“

Die drei Schwestern mit den gläsernen Herzen.

Es giebt Menschen mit gläsernen Herzen. Wenn man leise daran rührt, klingen sie so fein wie silberne Glocken. Stößt man jedoch derb daran, so gehen sie entzwei.

Da war nun auch ein Königspaar, das besaß drei Töchter, und alle drei hatten gläserne Herzen. „Kinder," sagte die Königin, „nehmt euch mit eueren Herzen in Acht, sie sind eine zerbrechliche Waare!" Und sie thaten es auch.

Eines Tages jedoch lehnte sich die älteste Schwester zum Fenster hinaus über die Brüstung und sah hinab in den Garten, wie die Bienen und Schmetterlinge um die Levkojen flogen. Dabei drückte sie sich ihr Herz: kling,[1] ging es, wie wenn etwas zerspringt, und sie fiel hin und war todt.

Wieder nach einiger Zeit trank die zweite Tochter eine Tasse zu heißen Kaffee. Da gab es abermals einen Klang, wie wenn ein Glas springt, nur etwas feiner wie das erste Mal, und auch sie fiel um. Da hob sie ihre Mutter auf und besah sie, merkte aber bald zu ihrer Freude, daß sie nicht todt war, sondern daß ihr Herz nur einen Sprung bekommen hatte, jedoch noch hielt.

„Was sollen wir nun mit unserer Tochter anfangen?“ rathschlagten der König und die Königin. „Sie hat einen Sprung[1] im Herzen, und wenn er auch nur fein ist, so wird es doch leicht ganz entzwei gehen. Wir müssen sie sehr in Acht nehmen.“

Aber die Prinzessin sagte: „Laßt mich nur! Manchmal hält das, was einen Sprung bekommen hat, nachher gerade[2] noch recht lange!“

Indessen war die jüngste Königstochter auch groß geworden, und so schön, gut und verständig, daß von allen Seiten Königssöhne herbeiströmten und um sie freiten. Doch der alte König war durch Schaden klug geworden und sagte: „Ich habe nur noch eine ganze Tochter, und auch die hat ein gläsernes Herz. Soll ich sie Jemandem geben, so muß es ein König sein, der zugleich Glaser ist und mit so zerbrechlicher Waare umzugehen versteht.“ Allein es war unter den vielen Freiern nicht einer, der sich gleichzeitig auf die Glaserei gelegt hätte, und so mußten sie alle wieder abziehen.

Da war nun unter den Edelknaben im Schloß des Königs einer, der war beinahe fertig. Wenn er noch dreimal der jüngsten Königstochter die Schleppe getragen hatte, so war er Edelmann. Dann gratulirte ihm der König und sagte ihm: „Du bist nun fertig und Edelmann. Ich danke dir. Du kannst gehen.“

Als er nun das erste Mal der Prinzessin die Schleppe trug, sah er, daß sie einen ganz königlichen Gang hatte. Als er sie ihr das zweite Mal trug, sagte die Prinzessin: „Laß einmal

einen Augenblick die Schleppe los, gieb mir deine Hand und führe mich die Treppe hinauf, aber fein zierlich, wie es sich für einen Edelknaben, der eine Königstochter führt, schickt." Als er dies that, sah er, daß sie auch eine ganz königliche Hand hatte. Sie aber merkte auch etwas; was es aber war, will ich erst nachher sagen. Endlich, als er ihr das dritte Mal die Schleppe trug, drehte sich die Königstochter um und sagte zu ihm: „Wie reizend du mir meine Schleppe trägst! So reizend hat sie mir noch Keiner getragen." Da merkte der Edelknabe, daß sie auch eine ganz königliche Sprache führte. Damit war er nun aber fertig und Edelmann. Der König dankte und gratulirte ihm und sagte, er könne nun gehen.

Als er ging, stand die Königstochter an der Gartenthüre und sprach zu ihm: „Du hast mir so reizend die Schleppe getragen, wie kein Anderer. Wenn du doch Glaser und König wärst!"

Darauf antwortete er, er wolle sich alle Mühe geben, es zu werden; sie möge nur auf ihn warten, er käme gewiß wieder.

Er ging also zu einem Glaser und fragte ihn, ob er nicht einen Glaserjungen gebrauchen könne. „Ja wohl," erwiderte dieser, „aber du mußt vier Jahre bei mir lernen. Im ersten Jahre lernst du die Semmeln[1] vom Bäcker holen und die Kinder waschen, kämmen und anziehen. Im zweiten lernst du die Ritzen mit Kitt verschmieren, im dritten Glas schneiden und einsetzen und im vierten wirst du Meister."

Darauf fragte er den Glaser, ob er nicht von hinten anfangen könne, weil es dann doch schneller ginge. Indeß der Glaser

bedeutete ihn, daß ein ordentlicher Glaser immer von vorn anfangen müsse, sonst würde nichts Gescheidtes[1] daraus.

Damit gab er sich zufrieden. Im ersten Jahre holte er also die Semmeln vom Bäcker, wusch und kämmte die Kinder und zog sie an. Im zweiten verschmierte er die Ritzen mit Kitt, im dritten lernte er Glas schneiden und einsetzen und im vierten Jahre wurde er Meister. Darauf zog er sich wieder seine Edelmannskleider an, nahm Abschied von seinem Lehrherrn und überlegte sich, wie er es anfinge, um nun auch noch König zu werden.

Während er so auf der Straße ganz in Gedanken versunken einherging und auf's Pflaster sah, trat ein Mann an ihn heran und fragte, ob er etwas verloren habe, daß er immer so auf die Erde sähe. Da erwiderte er: verloren habe er zwar nichts, aber suchen thäte er doch etwas, nämlich ein Königreich; und fragte ihn, ob er nicht wisse, was er zu beginnen habe, um König zu werden.

„Wenn du ein Glaser wärst," sagte der Mann, „wüßte ich schon Rath."

„Ich bin ja gerade ein Glaser!" antwortete er, „und eben fertig geworden!"

Als er dies gesagt, erzählte ihm der Mann die Geschichte von den drei Schwestern mit den gläsernen Herzen, und wie der alte König durchaus seine Tochter nur einem Glaser vermählen wolle. „Anfangs," so sprach er, „war noch die Bedingung, daß der Glaser, der sie bekäme, auch noch ein König oder ein Königssohn sein müsse; weil sich aber Keiner finden

will, der alles beides ist,[1] Glaser und König zugleich, so hat er etwas nachgegeben, wie es der Klügste immer thun muß, und zwei andere Bedingungen gestellt. Glaser muß er freilich immer noch sein, dabei bleibt es!"

„Welches sind denn die beiden Bedingungen?" fragte der junge Edelmann.

„Er muß der Prinzessin gefallen und Sammtpatschen[2] haben. Kommt nun ein Glaser, welcher der Prinzessin gefällt und auch Sammtpatschen hat, so will ihm der König seine Tochter geben, und ihn später, wenn er todt ist, zum König machen. Es sind nun auch schon eine Menge Glaser auf dem Schloß gewesen, aber der Prinzessin wollte keiner gefallen. Außerdem hatten sie auch alle keine Sammtpatschen, sondern grobe Hände, wie das von gewöhnlichen Glasern nicht anders zu erwarten ist."

Als dies der junge Edelmann vernommen, ging er in das Schloß, entdeckte sich dem König, erinnerte ihn daran, wie er bei ihm Edelknabe gewesen sei, und erzählte ihm, daß er seiner Tochter zu Liebe Glaser geworden und sie nun gar gerne heirathen und nach seinem Tode König werden wolle.

Da ließ der König die Prinzessin rufen und fragte sie, ob der junge Edelmann ihr gefiele, und als sie dies bejahte, weil sie ihn gleich erkannte, sagte er dann weiter, er solle nun auch seine Handschuhe ausziehen und zeigen, ob er auch Sammtpatschen habe. Aber die Prinzessin meinte, dies sei ganz unnöthig, sie wisse es ganz genau, daß er wirklich Sammtpatschen habe. Sie hätte es schon damals gemerkt, als er sie die Treppe hinaufgeführt hätte.

So waren denn beide Bedingungen erfüllt, und da die Prinzessin einen Glaser zum Mann bekam, und noch dazu einen mit Sammtpatschen, so nahm er ihr Herz sehr in Acht, und es hielt bis an ihr seliges Ende.

Die zweite Schwester aber, welche schon den Sprung hatte, wurde die Tante und zwar die allerbeste Tante der Welt. Dies versicherten nicht blos die Kinder, welche der junge Edelmann und die Prinzessin bekamen, sondern auch alle anderen Leute. Die kleinen Prinzessinnen lehrte sie lesen, beten und Puppenkleider machen; den Prinzen aber besah sie die Censuren.[1] Wer eine gute Censur hatte, wurde sehr gelobt und bekam etwas geschenkt; hatte aber einmal einer eine schlechte Censur, dann gab sie ihm einen Katzenkopf[2] und sprach: „Sage einmal, du sauberer[3] Prinz, was du dir eigentlich vorstellst? Was willst du später einmal werden? Heraus mit der Sprache![4] Nun, wird's bald?"

Und wenn er dann schnuckste[5] und sagte: „Kö-Kö-Kö-König!" lachte sie und fragte: „König? Wohl König Midas?[6] König Midas Hochgeboren[7] mit zwei langen Eselsohren!" Dann schämte sich der, welcher die schlechte Censur bekommen hatte, gewaltig.

Und auch diese zweite Prinzessin wurde steinalt, obwohl ihr Herz einen Sprung hatte. Wenn sich Jemand darüber wunderte, sagte sie regelmäßig: „Was in der Jugend einen Sprung kriegt und geht nicht gleich entzwei, das hält nachher oft gerade noch recht lange."

Und das ist auch wahr. Denn meine Mutter hat auch so

ein altes Sahnentöpfchen, weiß, mit kleinen bunten Blumensträußchen besäet, das hat einen Sprung, so lange ich denken kann, und hält immer noch; und seit es meine Mutter hat, sind schon so viele neue Sahnentöpfchen gekauft und immer wieder zerbrochen worden, daß man sie gar nicht zählen kann.

Noten.

Noten.

Seite 1. 1. **grundhäßlich,** ſehr häßlich, von Grund aus häßlich. Synonym: durch und durch häßlich. Häßlich, what I hate.

2. **Buckel,** Biegung. Beim „Menſchen“ heißt es auf Engliſch “Humpback.”

3. **Schmarre,** Narbe einer Hiebwunde.

4. **Bums,** Interjection des dumpfſchallenden Falles. Vergleiche mit Puff, plumps, etc.

5. **Ihr wollt euch anſehen,** You only care to see, **euch** wird in engliſchen Grammatiken “ethical dative” genannt. Vergleiche mit dem Lateiniſchen: “At *tibi* venit ad me” (*Cicero*), und mit dem Franzöſiſchen: “Regardez-*moi* cela, Just look at that.” “Qu'est-ce que vous *me* faites-là? What under the sun are you doing?”

6. **Sonderling.** Etymology: mhd. sunder. Vergleiche mit dem Engliſchen: to sunder und asunder. Sonderling, he who keeps asunder in his way of doing, an excentric man. Syn.: Original.

2. 1. **gemütlichem,** was dem Gemüt zuſagt, behaglich. Vergleiche mit dem ahd. muot, *A. S.* môd, Engl. mood.

2. **auf dem Holzwege,** auf dem falſchen Wege. Der Holzweg iſt der Weg im Walde, der nur zum Wegfahren des Holzes dienen ſoll; für den Reiſenden iſt er der falſche Weg.

Seite 2. 3. **Schwupp**, auch **ſchwipp** und **ſchwapp**. Ausrufung, Syn.: ſchnell! **Schwupp** und **ſchwipp** werden beſonders in Sachſen gebraucht.

4. **Schnapp**. Vergleiche mit dem Engliſchen snap.

3. 1. **mit gleichen Beinen**, mit beiden Beinen zugleich.

2. **baumeln**, hängend hin und her ſchweben.

4. 1. **tapſen**, auch tappen; ungewiß, ungeſchickt angreifen. Vergleiche mit dem Engliſchen tap.

5. 1. **Lieber gar!** Ausrufung des Unglaubens, certainly not, no indeed!

6. 1. **Du kannſt dich darauf verlaſſen**, you may depend upon it.

7. 1. **Ameiſeneier**, die Eier der Ameiſe, ein arbeitſames, in großen Geſellſchaften lebendes Inſekt.

2. **flügge** iſt, was fliegen kann.

3. **pluſterte . . . auf**, die Federn in die Höhe richten.

9. 1. **Goldner Mann**, beſter Mann, lieber Mann.

10. 1. **bei Leibe nicht**, durchaus nicht.

11. 1. **Die Seligen**, die im Himmel glücklich ſind, die Verſtorbenen, die Toten.

12. 1. **zerſchnitzelten**, in ganz kleine Stückchen ſchneiden.

2. **eitel Trug und Schein**, nur Schein und Täuſchung, Lug und Trug.

3. **Schnörkel**, überflüſſige Zierraten und Zuſätze an einem Kunſtwerk.

4. **a, b**, Muſiknoten. Moll, minor, Dur, major.

5. **der jüngſte Tag**, der letzte Tag der Welt.

14. 1. **Kirchſchwelle**, die Schwelle iſt das Fundament der Thür.

15. 1. **namenloſe**, unausſprechliche, der man keinen Namen geben kann. Engl. nameless.

2. **beiſetzen**, begraben, den toten Körper zu den Ahnen ſetzen.

Seite 16. 1. **inne wurden.** Inne werden, ausfinden, wahrnehmen. Engl. to become aware.

17. 1. **Jörg,** Georg.
2. **Eichen.** Vergleiche mit dem Englischen oak.
3. **Buchen.** „ „ „ beech.
4. **in sich gekehrt,** gedankenvoll. [lich.

18. 1. **deutlich;** die Deutschen verstehen deutsch, es ist ihnen deutlich.
2. **Nixen,** die Wassernymphe, die Wassergöttin.

19. 1. **mutterseelenallein,** ganz allein, allein mit der Seele der Mutter, die das Kind nie verläßt.

20. 1. **stöhnen,** tiefes Atmen mit Ausdruck des Schmerzes.
2. **wimmern,** zitternde Bewegung der Lippe als Ausdruck des Schmerzes.
3. **Hellebarde,** alte, lanzenförmige Waffe.

21. 1. **den Garaus machen,** töten, aus dem Weg schaffen.
2. **haßt er wie die Sünde.** Die Sünde soll man über alles haffen. Wie die Sünde haffen, über alles haffen.
3. **unsäglich;** namenlos, unaussprechlich, was man nicht sagen kann, wo die Worte fehlen.
4. **'reingehen,** hereingehen. Richtiger „hinein."

22. 1. **schillernde Vögel,** farbenprächtige Vögel.
2. **verzwickte;** verzwickt ist eine Volksmundart für verwickelt, kompliciert. Vergleiche mit dem Engl. twig.
3. **schabernackiges.** Volksmundart; schabernackig ist, was drollig ist und gerne neckt, gerne Spaß macht.

23. 1. **zottiges,** haarig.

24. 1. **herrschte ... an;** anherrschen, sprechen, wie der Herr sprechen darf, befehlen.
2. **Hampelmann,** eine zappelnde Figur, eine Gliederpuppe; ein Mann, der seine steifen Glieder in ungewöhnlicher, krankhafter Weise bewegt.

Seite 25. 1. **ſputen.** Vergleiche mit dem Engliſchen speed.

26. 1. **roſa,** die Farbe der Roſe (auf Engliſch pink).

27. 1. **von meiner Prinzeſſin laſſ' ich nun und nimmermehr,** ich werde nie die Prinzeſſin verlaſſen. Nun und nimmer verſtärkt „niemals."

2. **Der König bedeutete ihn,** der König machte ihm deutlich, der König erklärte ihm.

28. 1. **Heller,** ein ſehr kleines Stück Geld, die kleinſte Münze.

2. **zum Andern,** zum zweiten Exempel.

30. 1. **Marmelſtein,** Marmor-Stein.

2. **Schieferdächern;** Schiefer iſt eine bläuliche Steinart, welche ſich in Blätter ſpalten läßt und zur Bedeckung der Häuſer häufig gebraucht wird.

31. 1. **lauter,** nur, Engl. merely.

32. 1. **Pfefferniüſſe,** oder Pfefferkuchennüſſe ſind ein kleines Gebäck, welches hart und knusprig iſt (gingerbread-nuts).

2. **Brummeiſen,** jew's harp.

3. **ſüblimer,** von dem Franzöſiſchen "sublime," herrlich ſehr ſchön.

4. **unterthänigſt** iſt ein Wort, das der Hofſprache gehört; auf Engliſch am beſten durch humbly überſetzt.

33. 1. **Ew. Majeſtät;** Ew. Abkürzung für Eure.

2. **geruhen würden,** would deign to ... Das Zeitwort ſteht in der Mehrzahl, wenn eine hochgeſtellte Perſon bei ihrem Titel bezeichnet wird.

3. **Pah!** Vergleiche mit dem Engl. Bah!

4. **werden,** ſieh 2.

34. 1. **partout** iſt ein franzöſiſcher Ausdruck, durchaus.

2. **gab ſie ihm einen Korb.** Wenn eine Frau einem Manne etwas abſchlägt, und beſonders einen Heiratsantrag, ſagt man, „daß ſie ihm einen Korb giebt."

Seite 34. 3. **für ihr Leben gern,** sehr gern, um alles in der Welt.

4. **Das wäre also nichts gewesen,** daraus ist nichts geworden (it has come to nothing).

35. 1. **Träume sind Schäume** ist ein Sprüchwort: Ein Traum ist eitel.

2. **was die Pferde jagen wollten,** so schnell als die Pferde laufen konnten.

3. **und die Bretter noch höher zu tragen.** Dieses ist ironisch. Gewisse Orden werden mit oder ohne gewisse Zeichen gegeben.

4. **Guirlanden,** französisch, für Blumengewinde, Blumengehänge.

36. 1. **mit dem falschen Beine zuerst aus dem Bette;** volkstümlicher Aberglaube, man soll nicht mit dem linken Beine zuerst aus dem Bette steigen, sonst gehe alles falsch.

2. **Der Reichsapfel,** the imperial globe, Zeichen der höchsten Gewalt.

3. **die Antwort schuldig bleiben** ist, nicht antworten aus Verlegenheit, oder weil man nichts mehr zu sagen hat.

37. 1. **stockdunkel,** ganz dunkel.

2. **tappte,** unsicher anrühren.

39. 1. **Wirtschaft,** Landwirtschaft, Ackerbau.

2. **umschlägst,** zu Boden wirfst, fällst.

3. **zusehends,** so schnell, daß man es sehen kann.

40. 1. **nach Morgen,** nach Osten. Der Orient ist das Land der Morgensonne.

2. **feil,** zum Verkauf.

3. **Einen Pappenstiel!** Gar nichts, a fig.

4. **ränkevoller Mann,** ein Intrigant.

Seite 41. 1. **Daß der Bauer aufbräche**; aufbrechen, zum Weg, zur Reise bereit sein; sich auf den Weg machen.

2. **als wenn es mit Mulden gösse**, as if it were pouring out of tubs. Die Mulde ist ein hölzernes ausgehöhltes Gefäß, um trockene Gegenstände zu messen.

3. **knüppeldick**, oder knitteldick, in großer Masse. Der Knüppel ist ein dickes Stück Holz, das man als Waffe gebraucht.

42. 1. **Zwickel**, ein spitzig zulaufender Teil.

43. 1. **schindest**; schinden, sehr schwer arbeiten, mißhandeln.

2. **mittlerweile**, in der Zwischenzeit.

3. **armen Bauer**; ein kleiner armer Bauer ist ein Landmann, der arm ist, der wenig Land hat oder mietet.

4. **ein großer dicker Bauer** ist reich und besitzt oder mietet viel Land.

5. **Vesper**, eigentlich Abendgottesdienst in der katholischen Kirche; in vielen Dörfern wird Vesper Sonntags gegen zwei Uhr Nachmittags gehalten.

44. 1. **sein Lebtag**, während seines ganzen Lebens.

45. 1. **verrostete**; wenn Eisen der Nässe ausgesetzt ist, verrostet, verfault es.

2. **in Saus und Braus**, ein wildes Leben führen.

3. **Handgelenk** ist das Gelenk, welches Hand und Arm verbindet.

4. **Zechgenossen**, Trinkkameraden.

46. 1. **wallfahrteten**. Wallfahren ist zu Fuß reisen, besonders das Pilgern nach einem Andachtsort.

2. **Reisig**, kleines Holz.

3. **Flicken**, ein Stückchen Zeug zum Ausbessern gebraucht.

4. **das heilige römische Reich**, das alte deutsche Reich von Karl dem Großen im Jahre 800 gegründet und durch Napoleon im Jahre 1804 zerstört.

Seite 47. 1. **mein blankes Töchterchen,** mein weißes Töchterchen. Ihre Haut ist weiß, das ist, von der Hitze nicht gebräunt.

2. **Frätzchen,** Gesichtchen.

3. **lungern,** müßig umhergehen.

48. 1. **Häppchen,** einen kleinen Biß.

2. **Näpfchen,** einen kleinen Topf.

3. **verjuchheit. Juchhe!** ist ein Ruf der Freude; verjucheien ist, das Geld oder Vermögen in Vergnügungen verthun.

4. **Leutenoth;** man brauchte mehr Leute als man haben konnte.

5. **schimpfte und schmähte,** sprach böse und verächtliche Worte.

49. 1. **Muhme,** Tante oder Base.

2. **faule Haut,** träge Person.

3. **Gut für den Knüttel, zu schlecht für den Büttel.** Knüttel, kurzes, dickes Holzstück zum Schlagen. Büttel, der niedrigste Gerichtsdiener. Das heißt: Du verdienst mit dem Knüttel geschlagen zu werden, und bist für den niedrigsten Dienst zu schlecht.

4. **liederliche Liese,** träges, faules Mädchen.

50. 1. **Docherlöst,** doch + erlöst.

51. 1. **Geierklaue.** Der Geier (vulture) ist ein bekannter Raubvogel.

2. **Knauf,** der obere dickere Teil, hier ist es der Schwertgriff.

52. 1. **irgend** ist ein verallgemeinerndes Adv. in Bezug auf Zeit, Ort, Art, einen Gegenstand.

53. 1. **Morgenandacht,** das Gebet, welches Morgens gesagt wird.

Seite 54. 1. **Borstäpfel**, auch **Bost-** oder **Botzäpfel**, oder **Borsdorfer**, eine besonders rote Sorte von Äpfeln.

2. **Knack und Krach!** Interjektionen, die den Schall nachahmen, welche Körper hervorbringen, wenn sie zerbrechen.

3. **Daß es einem durch Mark und Bein fährt.** Redensart. Mark, die weiche Masse in den Knochenröhren; Bein = Knochen.

4. **Lieber gar!** durchaus nicht.

55. 1. **ummahlen.** Die Vorsilbe **um** bedeutet oft vollständige Änderung.

2. **I bewahre!** O nein!

3. **Justement**, gerade so. Justement ist ein französisches Wort.

56. 1. **Dann lohnt es ja gar nicht**, dann ist es ja durchaus nicht der Mühe wert.

2. **platterdings**, ganz.

3. **Entweder ... oder.** Redensart, welche bedeutet, daß man von zwei Sachen nur eine haben kann und die andere aufgeben muß.

4. **Was hat man denn an dem bischen Leben**, was ist denn gut an dem kurzen Leben.

57. 1. **Armbrust**, auch Kreuzbogen, ein Pfeilgeschoß.

2. **zu Leide thun**, jemandem Schaden anthun.

58. 1. **Da fuhr es ihm in die Krone**, das Blut fuhr ihm in den Kopf, er wurde böse.

2. **rascheln**, ein Geräusch hervorbringen wie bewegtes, dürres Laub.

59. 1. **jedwede Nacht**, jede Nacht.

2. **Wer wird nur immer gleich alles tot machen wollen!** Redensart: Warum willst du so grausam sein!

Seite 61. 1. **Königsblut**, Königssohn.

62. 1. **gurrte.** Gurren oder girren, einen gurgelnden Laut von sich geben wie die Taube.

2. **Irrwischsumpf.** Der Irrwisch, die herumirrende Flamme in Sumpfgegenden.

3. **Schilfgras.** Das Schilf ist der Name mehrerer Wassergewächse, besonders des Rohrs und der Binsen. Das Schilfgras ist ein dem Schilf ähnliches Gras.

4. **verhext**, verzaubert. Die Hexe ist eine im Bunde mit dem Teufel oder mit den bösen Geistern wirkende Frau.

5. **hieß**, befahl.

6. **unverrückt**, gerade, ohne zur Seite zu gehen.

63. 1. **äffen**, nachahmen. Der Affe ahmt dem Menschen nach.

2. **Unwetter**, schlechtes Wetter, Sturm.

3. **Mondsichel.** Die Sichel ist ein halbkreisförmiges Werkzeug, besonders zum Grasschneiden.

4. **Lache**, trübes zusammengelaufenes Wasser.

5. **Knäufen**, sieh Note 2. zur Seite **51.**

64. 1. **Rei'n**, Reihen.

67. 1. **Wasserrose**, auch Wasserlilie, Seerose.

2. **unstät**, veränderlich.

69. 1. **errettet.** Erretten, erlösen, aus großer Gefahr bringen.

70. 1. **Traumbuche.** Vergleiche mit dem Englischen **dream** + beech.

2. **auseinander spellte**, auseinander spaltete.

3. **deß**, dessen. Possessive form von **der.**

71. 1. **Krims-Krams.** Redensart für undeutliche Worte, oder überhaupt irgend etwas, das man nicht versteht.

2. **seine Richtigkeit hatte es mit . . .**, was man von der Buche sagte, war richtig, wahr.

3. **totmüde**, sehr müde.

Seite 72. 1. **gar freundlich**, sehr freundlich.
2. **Kindermuhme**, Mädchen, das die Kinder besorgt.
3. **pausbäckiger Junge**, Junge mit dicken Backen.
4. **hü und hott.** Hü ruft man dem Pferde zu, wenn es halten, **hott**, wenn es vorwärtsgehen soll.
5. **Fuchs**, ein feuriggelbes Pferd.
6. **Glückspilz**, ein glücklicher Mensch.

73. 1. **schmunzelnd**, mit Wohlgefallen lächelnd.
2. **Papperlapapapp, Schäferschnack!** Ausrufung des Unglaubens.
3. **der Kronenwirt**; der Wirt des Gasthofs, welcher eine Krone zum Schilde hat.
4. **rund herum satt**, ganz und gar satt.
5. **Stren**, Stroh zum Nachtlager.

74. 1. **einen kleinen Nick**, einen kleinen Schlaf.
2. **auszukundschaften**, auszufinden. Der Kundschafter schafft, bringt die Kunde, das Neue.

75. 1. **Kreideweiß**, weiß wie Kreide.
2. **purpurrot**, scharlachrot, feuerrot.
3. **wie Wasser über's Wehr**, wie Wasser, das über den Damm einer Mühle läuft.

77. 1. **eine Schnake in's Auge**, eine Mücke, eine Fliege.
2. **Neidhammel**, ein starker Neider, der ein anhaltendes Mißvergnügen über die Vorzüge Anderer fühlt.
3. **mausetot**, ganz tot.
4. **expreß**, mit Willen, ausdrücklich.

78. 1. **auf's Haar**, ganz genau.
2. **versündige dich nicht**, begehe keine Sünde.

79. 1. **Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen.** Sprüchwort: Wer gern tanzt, ist leicht mit der Musik zufrieden.

Seite 79. 2. **Wie man in den Wald schreit, so schallt es wieder heraus.** Beide Sprüchwörter deuten an, daß man angenehme Sachen gerne glaubt und leicht annimmt was dem Herzen gefällt.

80. 1. **Morgen ist sie die Alte,** morgen ist sie wieder wie früher.

84. 1. **Kling** bezeichnet den Klang des Glases, oder eines Metalles.

85. 1. **Sprung,** Riß oder Bruch im Glas oder im Metall.
2. **gerade noch,** eben darum noch.

86. 1. **Semmeln,** Gebäck von Weizenmehl.

87. 1. **würde nichts Gescheidtes daraus,** würde nichts Gutes davon kommen.

88. 1. **der alles beides ist,** der beide Eigenschaften zugleich besitzt.
2. **Sammtpatschen.** Patsche, die Hand (volkstümlich). Sammtpatschen = Hände die sich wie Sammt anfühlen.

89. 1. **Censuren.** Die Censur ist die Beurteilung des Schülers durch den Lehrer. In vielen Schulen bringen die Kinder den Eltern wöchentlich oder monatlich Censuren.
2. **Katzenkopf,** Ohrfeige, Schlag mit der flachen Hand an das Ohr.
3. **sauberer** ist ironisch, guter, netter, schöner.
4. **heraus mit der Sprache,** volkstümliche Redensart.
5. **schnuckste** für schluchzte. Schluchzen ist laut krampfhaft weinen.
6. **König Midas** soll von Apollo mit Eselsohren entstellt worden sein, da er in einem Wettstreite mit Pan dem letzteren den Preis zuerkannt hatte.
7. **Hochgeboren,** adelig, von adeliger Abkunft.

GERMAN TEXTS.

Grimm's Märchen and Schiller's Der Taucher. (Price, 75 cents.)
With full notes and vocabulary.

Meissner's German Conversation. (Price, 75 cents.)
Exercises in Conversation. German, with English Equivalent.

Van Daell's Leander's Träumereien. (Price, 25 cents.)

Super's Anderson's Märchen. (In press.)

Hauff's Das kalte Herz. With Vocabulary. (Price, 75 cents.)

Hauff's Der Zwerg Nase. (Price, 15 cents.)

Ali Babi and the Forty Thieves. (Price, 15 cents.)

Bernhardt's Novelletten-Bibliothek. Vol. I., Vol. II. (60 cents each.)

Hoffmann's Historische Erzählungen. (Price, 25 cents.)

Primer's Chamisso's Peter Schlemihl. (Price, 25 cents.)

Babbitt's Holberg's Niels Klim. (Price, 15 cents.)

Hager's Freytag's Aus dem Staat Friedrichs des Grossen. (25 cents.)

Faulhaber's Francois' Phosphorus Hollunder. (Price, 25 cents.)

Toy's Freytag's Die Journalisten. (Price, 30 cents.)

Joynes' Jensen's Die braune Erica. (Price, 25 cents.)

Thomas's Riehl's Fluch der Schönheit. (Price, 25 cents.)

Buchheim's Dichtung und Wahrheit. First three books. (In press.)

Van Daell's Heine's Die Harzreise. (Price, 25 cents.)

Joynes' Schiller's Der Geisterscher. (Price, 25 cents.)

Johnson's Schiller's Ballads. (Price, 60 cents.)

Wells' Schiller's Jungfrau von Orleans. (Price, 60 cents.)

Huss's Goethe's Sesenheim. From Dichtung und Wahrheit. (25 cents.)

Hodges' Course in Scientific German. (Price, 75 cents.)

Primer's Lessing's Minna Von Barnhelm (Price, 60 cents.)

White's Heine's Poems. (Price, 75 cents.)

Thomas's Goethe's Torquato Tasso. (Price, 75 cents.)

Wenckebach's Deutsche Literaturgeschichte. Erstes Buch. (50 cts.)

Heath's German Dictionary. (Retail price, $1.50.)
Sufficient for students' use in school and college.

Many other texts are in preparation.

D C. HEATH & CO., Publishers,
BOSTON, NEW YORK AND CHICAGO.

A German Reader for Beginners in School or College.

By EDWARD S. JOYNES, Professor of Modern Languages in the University of South Carolina. Half leather. 282 pages. Price by mail, $1.00. Introduction price, 90 cents.

THE most valuable qualities of this popular Reader are:—

(1) It begins *very simply*, and is steadily *progressive*. (2) The selections are of general interest to *all* readers, and are of the highest order in literary merit. (3) It is *representative* in character, including some *Roman type* (35 pages out of 150), *Schrift*, and *new* and *old* orthography. (4) The notes are thoroughly *helpful*, and are suggestive and stimulating, as well as explanatory. (5) The vocabulary exhibits the *formal relation* of German words clearly to the eye: *i.e.* derivation, composition, etc., teaching the beginner to group words by form and meaning. (6) The brief appendixes include a unique list of Irregular Verbs, summary view of Accent, the Declension of Nouns, and the Order of Words, and of German and English cognates.

Space permits only a brief selection from the many commendations received. A detailed pamphlet will be sent on application.

Calvin Thomas, *Prof. of German, Univ. of Mich.:* The best Reader there is in the market. All three of my assistants will use it.

O. Seidensticker, *Prof. of German, Univ. of Pa.:* A superior book, excellently adapted for the object intended; prepared with great care and judgment.

H. C. White, *Prof. of German, Cornell Univ.:* It matches well the Grammar. The two books have their place well defined and will do a good work.

Waller Deering, *Prof. of German, Vanderbilt Univ.:* An admirable book for the purpose the author has in view, viz., to "smooth the way into German" for *beginners*.

A. W. Spanhoofd, *Teacher in St. Paul's School, Concord, N. H.:* The Reader pleases me extraordinarily; I shall make use of it here in my classes.

W. H. Van der Smissen, *Prof. German, Univ. of Toronto:* A most admirable book. I am particularly pleased with the gradation in difficulty and with German script.

F. E. Rice, *Inst. in German, Ill. Normal School, Dixon, Ill.:* We have used Joynes' German Reader for two terms and like it very much. We are satisfied that we have introduced the best text.

Fred. Leop. Schoenle, *Teacher of German, High School, Louisville, Ky.:* It is exactly the kind of class-book I have been looking for, ever since I began teaching German to *American* pupils.

C. F. Kroeh, *Prof. of Mod. Langs., Stevens Ins., Hoboken, N. J.:* Students will find in it excellent judgment and mature scholarship.

Hermann Schonfeld, *Teacher of German, Swain Free School, New Bedford, Mass.:* It could not be better arranged and annotated. Of its many merits, the principal one is its excellent gradation.

Boisen's Preparatory Book of German Prose.

Containing the best German Tales, Graded and Adapted to the Use of Beginners in Colleges and High Schools, with Full Notes. By HERMANN B. BOISEN. Cloth. 305 pages. Price, by mail, $1.00. Introduction price, 90 cents.

INTENDED to furnish the learner with material for *copious* reading of easy, correct, and interesting prose. In making the selections, the main requisite for the end proposed, *an easy style*, has been kept steadily in view. With one exception, the selections are complete in themselves and include the best tales of Bechstein, Grimm, Andersen, Hauff. Hebel, Engel, Wildermuth, Jean Paul, some of the "Musikalische Mærchen," by Elise Polko, and selections from "Tales of Antiquity." The editor has taken such pieces as would best stimulate curiosity by *variety*, encourage diligence by *facility*, and reward application by *pleasure.*

The notes are intended to supersede in a great measure the time-wasting drudgery of reference to a dictionary, but they are, for the most part, merely *suggestive*, throwing the burden of work upon the student: some, in the nature of a concordance, calling the student's attention to passages where a given word or phrase has occurred before; others recalling kindred or synonymous words; others, again, leading him to discover for himself the precise meaning of a word by calling his attention to its constituent elements.

Hermann Huss, *Prof. of German, Princeton Coll.:* I have been using it with mature students, though beginners in the study of German, and it gives me a great deal of satisfaction.

Alfred Hennequin, *Dept. of Mod. Langs., Univ. of Mich.:* I consider this small book superior in every respect.

Charles P. Otis, *Prof. of German, Institute of Technology, Boston:* I have used this book for the past two years, and I have found it *very satisfactory.*

A. H. Mixer, *Prof. of Mod. Lang., Univ. of Rochester, N. Y.:* It answers my idea of an elementary reader better than any I have seen. I shall use it.

R. E. Babson, *Teacher of German, English High School, Boston, Mass.:* It is better than anything of the kind hith erto published. The selection of pieces is excellent. The notes perform the office of an intelligent, earnest teacher, and will surely stimulate the learner to exercise his powers of observation, memory, and reasoning.

W. C. Collar, *Prin. of Roxbury Latin School, Mass.:* It seems to me to supply a want that many teachers of German must have found embarrassing. I mean the lack of a body of literature consisting not of fragments, but of literary wholes, offering the fewest difficulties of matter and of language, and yet written in fine and charming style. I cannot express too emphatically my approval of the plan and purpose of the notes.

MODERN LANGUAGES.

BOOKS FOR BEGINNERS.

GERMAN.

Sheldon's Short German Grammar. (Price, 60 cents.)

For those who wish to learn quickly to *read* German.

Joynes-Meissner's German Grammar. (Price, $1.12.)

A *working* grammar for high school or college sufficiently elementary for the beginner, and sufficiently complete for the advanced scholar.

Joynes' German Reader for Beginners. (Price, 90 cents.)

An introduction to the reading of German, with notes and vocabulary.

Harris' Selections for German Composition. (Price, 50 cents.)

Graded material for translation into simple German, with notes and vocabulary.

Deutsch's Select German Reader. (Price, 90 cents.)

With notes and vocabulary. May be used with or without a grammar.

Boisen's Preparatory German Prose. (Price, 90 cents.)

Excellent selections of easy prose with full suggestive notes.

Grimm's Märchen and Schiller's Der Taucher. (Price, 75 cents.)

With full notes and vocabulary.

Faulhaber's One Year Course in German. (Price, 60 cents.)

A brief synopsis of German Grammar with reading exercises.

Heath's German Dictionary. (Retail price, $1.50.)

Sufficient for students' use in school and college.

FRENCH.

Edgren's Compendious French Grammar.

Part I., the *essentials* of French Grammar. Price, 35 cents. Complete book (Parts I. and II.) Price, $1.12.

Super's Preparatory French Reader. (Price, 80 cents.)

Graded and interesting reading for beginners in school or college. With notes and vocab.

Houghton's French by Reading. (In press.)

For home and school use. Contains all that is necessary to acquire facility in reading, ordinary French.

Storrs' Hints on French Syntax. With exercises. (Price, 30 cents.)

Treats particularly those points which give pupils the most difficulty.

Heath's French Dictionary. (Retail price, $1.50.)

Sufficient for students' use in school and college.

ITALIAN.

Grandgent's Italian Grammar. (Price, 80 cents.)

SPANISH.

Edgren's Short Spanish Grammar. (*In press.*)

Ybarra's Practical Method in Spanish. (Retail price, $1.50.)

D. C. HEATH & CO., Publishers,

BOSTON, NEW YORK AND CHICAGO.